P. C. Geißler del.

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

1.

Der

Bildner von Brügge.

Eine Erzählung

für die reifere Jugend

und christliches Volk,

von

Chr. Schmid,

Verfasser der: „Werke der Nacht", „der Erzähler am Kamine."

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1847.

v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

448. 2. B.

Der

Bildner von Brügge.

Eine Erzählung

für die reifere Jugend

und christliches Volk,

von

Chr. Schmid,

Verfasser der: „Werke der Nacht", „der Erzähler am Kamine."

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1847.

v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

Erstes Kapitel.

Der Vater und sein Kind.

In einem der reich mit Schnitzwerk verzierten Häusern von Brügge, der flandrischen Handelsstadt, saß vor etwa 400 Jahren ein Mädchen von etwa 14 — 16 Jahren am Fenster. Dasselbe trug eine sehr reinliche, nach damaliger Mode etwas sonderbare Kleidung, die aber dem blühenden Geschöpfe sehr gut stand. Um die Stirne hatte das Mädchen ein blaues Band geschlungen, unter welchem schwarze Locken über das freundliche Gesicht hinabrollten. Ihr Auge blickte oft wie suchend auf das Gewühl der Straßen und auf die von der Abendsonne fernher beschienenen Kanäle hinaus, und wenn sie aussen Tritte vernahm, sprang sie freudig auf und rief: „Der Vater, der Vater."

Hatte sie sich aber getäuscht und kam der Erwartete nicht, setzte sie sich trauriger als zuvor auf ihren alten Platz, und begann ihr voriges, sehnsüchtiges Schauen auf Straße und Weg.

Die Abendsonne fiel schon ganz schräg über die hohen Giebelhäuser von Brügge herein, und schaute auch nur mit mattem Schimmer durch die oft gemalten Scheiben des Gemaches, in welchem oben beschriebenes Mädchen saß; doch konnte man noch deutlich sehen, wie das

Zimmer, oder die Stube selbst aussah, und was Alles in derselben vorhanden.

Die Stube war ganz mit braunen Holz ausgetäfelt. Sonderbar aber war es, daß bei jeder Elle breit irgend ein geschnitztes Bild aus dem Brett heraus blickte, so schön und täuschend, als hätte es die Natur selbst hingezaubert. So war's auch auf der hohen Komode, auf welcher allerlei ausgeschnitzte Figuren, oft recht fratzenhaft aussehende Masken sich befanden, und bald hämisch, bald traurig, bald fromm und mild auf den Beschauer herabblickten. Lezteres konnte man besonders von mehreren Heiligenbildern sagen, welche wie von wahrer, frommerglühten Meisterseele ausgeschnitzt schienen, und nebst ihrer herrlichen Anmuth und Würde auch noch den frommen, christlichen Sinn ihres Besitzers kündeten.

Zwischen diesen Schnitzwerken und Verzierungen hingen in großen Rahmen alte Gemälde, Brustbilder von verstorbenen Ahnen und sonstigen Freunden, oder Heiligenbilder mit der Siegeskrone ihres Erdenkampfes. Hohe Lehnsessel, ebenfalls mit Schnitzwerk versehen, standen rings auf dem Boden, indeß verschiedenes Geräthe Tisch und Bank bedeckte.

Da jezt der Abendsonnenstrahl gerade freundlicher als zuvor durch eine Rundscheibe fiel, beleuchtete er das Gesicht eines alten Mütterchens, welche ruhig und stille, als sey sie gestorben, in einem der hohen Lehnsessel saß, das alte, aber sehr ehrwürdige Gesicht auf die Seite geneigt. Graues Hauptthaar schaute unter einer goldenen Haube hervor, und der ganze Anzug des Mütterchens sprach für ihre Wohlhabenheit, während dem auch ihr Gesicht eine freundliche, fromme Seele kund gab.

Oft hob sie das Haupt in die Höhe, nach dem Fenster hinblickend, wo das Mädchen erwartungsvoll saß. Bald aber konnte man an der sonderbaren Miene des alten Mütterchens, an der öftern Berührung ihrer Augen mit der Hand, sehen, daß ihr das holde Licht der Augen nur noch spärlich zu Theil werde, und daß vielleicht das freundliche Mädchen am Fenster ihr nur wie ein ferner Engel vorkam. Das alte Mütterchen erhob sich von ihrem Lehnsessel, ordnete dieß und jenes in der dämmerigen Stube, und redete auch oft dazwischen mit dem Mädchen. Dieses antwortete derselben mit sanfter, bescheidener Stimme und Weise, jedoch mit etwas lautem Tone, welches dem alten Weiblein sehr zu gefallen schien; denn sie nickte oft freundlich mit ihrem Haupte.

„Du mußt schon etwas laut zu mir sprechen," liebes Kind Maria, sprach das sanfte, alte Mütterchen, „du weißt ja, daß mein Gehör schon seit Jahr und Tag sehr schwach. Ach, das Alter bringt so viele Plagen mit sich."

Hiermit stand sie neben dem Mädchen, dessen Name wir hiermit schon kennen, und streichelte demselben die schwarzen Locken aus dem blühenden Gesichte.

„Gute Tante Elisabeth," sprach jetzt das Kind mit einer sanften, etwas ängstlichen Stimme, „seht, jetzt ist es schon Abend, und der Vater zeigt sich noch immer nicht. Meint ihr, er komme heute nicht mehr?"

„Mariechen, sei nicht ängstlich," tröstete Tante Elisabeth, „der Vater wird bald kommen. Denke nur, daß sich sein Geschäft, das Aufstellen der Heiligenbilder und des ganzen Schnitzgezeugs leicht verzögert haben mag. Sei nicht ängstlich, Mariechen."

„Er könnte auch unglücklich geworden sein, liebe Elisabeth,“ wendete Maria ein, und harrte der Antwort.

„Kind,“ sprach die alte, gute Tante, „daß Du so besorgt um Deinen guten Vater bist, macht mir viele Freude. Du hast ein zartes, liebes Kinderherz. Aber was ich dir sagte, liebes Kind, mußt du mir auch glauben. O, ich kenne deinen Vater schon. Mehr Jahre ja, als du alt bist, treibe und verwalte ich sein Hauswesen. Er bleibt nicht aus. Weißt du denn nicht, daß er nur wegen dir schon längst daheim wäre, hätte er sein Geschäft vollendet. Weißt du denn nicht, wie er dich liebt, dich, sein einziges Kind! O Maria, gutes Kind, als er auf deine Wiege Thränen des Schmerzes weinte, als ich deine Mutter an's Grab geleitete; o wie hatte er damals Leiden, der gute Vater, der gute Mann! Aber welche Freude machtest auch du ihm, als ich dich auferzog, und du blühtest wie ein junges Röslein! Ach diese Zeiten sind vorbei, deine Mutter modert im Grabe, und der gute Mann hat nur dich und mich altes Weib.“

„Ihr macht mich traurig,“ sprach Maria, und ihr schwarzes Auge feuchtete sich, „wie lange ist es denn schon, seitdem meine Mutter starb!

„Du warst ein halbes Jahr alt, Kind,“ sprach Elisabeth, die Haushälterin, und wischte sich eine Thräne aus dem halb erblindeten Auge.

„Das habt ihr mir noch nie gesagt, liebste Tante,“ entgegnete Maria, das sanfte Mädchen.

„Es ist jetzt früh genug, Kind,“ sprach Elisabeth, „freilich konntest du damals noch nicht wissen, was es bedeuten sollte, wenn dich dein Vater voll Schmerz

an's Herz drückte, und weinend sprach: du arme Waise! Du wußtest auch nicht, was es heißen sollte, wenn dich die alte Tante auf den Armen umhertrug, wenn dein Vater tagelang in Geschäften fort war, wenn sie sagte, ich will deine Mutter sein, du winziges Kindlein. Das wußtest du noch nicht, liebes Kind." „O, ihr seid so gut, liebste Tante," sprach Maria und legte zärtlich das gelockte Haupt an der Altmutter Herz.

Plötzlich jedoch sprang das Mädchen in die Höhe und eilte der Thüre zu. Es erschallten Tritte in der Hausflur und bald lag Maria in ihres Vaters Armen.

Der Bildner André, dieser war es, mochte ungefähr ein Mann von 50 Jahren sein. Seine Züge trugen das Gepräge einer edlen Seele, während dem die hohe, künstlerische Stirne, und das glühende Auge deutlich übereinstimmten mit dem großen Ruhme, den André in jener Zeit als Bildner in Brügge genoß und den ihm kein Nebenbuhler streitig machen konnte. Seine Haare, schon grau gefärbt, mochte es Gewohnheit sein, oder, wie es so gewöhnlich bei Künstlern der Fall ist, die meistentheils wenig auf äußern Putz und Prunk sehen, hingen wirr um seine Stirne, gaben dem freundlichen Gesichte aber durchaus kein abstoßendes Ansehen. Seine Gesichtszüge waren tief gefurcht, und es lag in diesen tiefen Falten das klare Zeugniß eines mit mehr Drangsal als Glück durchgekämpften Lebens, dessen Bahn der Bildner schon weit über die Hälfte überschritten hatte.

Maria wollte ihren geliebten Vater nicht loslassen, und dieser hatte Mühe, sich ein wenig des festtäglichen

Gewandes zu entledigen, welches er heute, seines Geschäftes in der Kirche zu St. Donat allda wegen, anziehen mußte.

Als dieses endlich geschehen war, reichte er der alten Tante freundlich die Hand, setzte sich in einen seiner selbstverzierten Lehnsessel und stützte sein Haupt auf beide Hände, und redete kein Wort. Dieses Benehmen fiel sowohl seiner Tochter als auch der alten Elisabeth sehr auf, um so mehr, als André immer ein heiteres, reines und freundliches Gesicht zu zeigen gewohnt war, obgleich es ihm im Herzen oft anders sein mochte. Deßwegen auch fragte ihn Elisabeth: „Seit dem Tode eures seligen Weibes habe ich euch noch nie so ernstgestimmt gesehen, André. Ich und eure Tochter sind gespannt, zu wissen, was euch betrübt, und warum ihr heute euren Abendtrunk unberührt laßt, den euch das liebe Töchterlein Maria schon lange kredenzt."

André erhob sich und bemühte sich, freundlich der alten Haushälterin zu antworten: „Seid nicht böse liebe Elisabeth. Es sind mir heute gar sonderbare Dinge zu Ohren gekommen, die mich nicht heiter stimmen können. Wo hast du den Trank, gutes Kind?"

Maria reichte ihm denselben hin und sprach: „Gott wolle es euch segnen, bester Vater." „Ich danke dir, mein Kind," sprach der Bildner André, und setzte das leere Gefäß auf den Tisch vor sich hin. Darauf sprach er: „Ich danke Gott, daß mein Werk in dem Gottestempel vollendet. Möge es den Beifall der Menge erndten, das ist mir eins, ich that's zu Gottes Ehre. Menschengunst ist ja nur ein eitel Ding. Aber —" hier wendete er sich plötzlich an seine Haushälterin

und sprach zu ihr: „Elisabeth, Elisabeth, habe ich euch nicht früher schon einmal etwas von einem gewißen Jakob van de Pitte gesagt? Ich glaube, es ist so."

„O Meister André," sprach das halbtaube Weib, „mein Gedächtniß ist schwach vom Alter der Jahre. Ich kann es leider nicht mehr sagen."

„Es ist freilich schon lange her," sprach André mit einem Seufzer, „es sind viele Jahre."

Hierauf verfiel er in sein voriges Nachsinnen, dieses konnte Maria, sein geliebtes Töchterlein nicht ertragen. Sie setzte sich neben den alten Bildhauer, streichelte ihm seine Haare von der gefurchten Stirne und sprach mit einer sanftklingenden Stimme: „Vater, lieber Vater, sag' mir, was dir Widriges begegnet ist!"

Bei dem Tone der Stimme seines einzigen Kindes richtete sich André empor; er preßte sie an sein Herz und sprach mit einer Stimme, welche deutlich die zarten Vatergefühle ausdrückte, so er gegen seine Tochter hegte: „O du mein liebes Kind! Ich habe sehr vieles erlebt in meiner Erdenwanderung. Gott hat mich oft, oft recht schmerzlich heimgesucht, dafür dankte ich ihm. Aber dem Feinde blos gestellt zu sein, den man früher Gutes that, der mich um das Stäubchen Ruhm und Verdienst, den ich ja nicht will, den ich nie will, beneidet, haßt, weil er sich selbst und sein Leben und sein Treiben haßt, das thut meiner geraden Seele wehe, sehr wehe, und so geht es."

„Vater," sprach Maria, „ich verstehe euch nicht, und gewiß ihr auch nicht, beste Elisabeth, nicht wahr?"

„Ich höre es kaum," sprach das gute Mütterchen,

„und was ich auch vernommen, dem guten Meister muß Uebels begegnet sein.“

„Ich kanns nicht über's Herz bringen,“ sprach der Bildner, „kommt, setzt euch zu mir her, ihr alle Beide. Ich muß es euch sagen, was mir wehe that, und was, Gott wolle es verhüten, noch manche Stunde des Unglücks auf mich kommen lassen kann. Kommt her, auch ihr müßt es wissen. Ihr seid mein, und ich bin euer.“

Sie setzten sich neben den aufgeregten Meister, und er erzählte, was im folgenden Kapitel enthalten.

Zweites Kapitel.

Jakob van de Pitte.

„Wenn einer zu Ehren und Ansehen gelangt ist, das ich, weiß Gott, ja nicht will, oder wenn man auch erkannt die Meisterschaft in meinen Schnitzwerken,“ — begann der Meister, „die ich ja nur zu Gottes Ehre und meiner Nebenmenschen Freude fertige, fehlt es nie an Neidern und Feinden. Ich bin nicht stolz auf meinen Ruhm, den mir die große Stadt Brügge und andere Städte zollen, aber ich bin darauf stolz, daß meine Hand die Gebilde schaffen kann, woran sich mancher erbaut und innig freut.“

„Aber, o meine gute, altergraue Elisabeth, und du, geliebtes Kind,“ — fuhr der Meister bewegt fort, „es ist einer hier in Brügge, der mich anfeindet mit dem ganzen schwarzen Haß seiner schwarzen Seele, der mich den Fischen des Meeres als Beute wünscht, oder den Vögeln der Luft. Und ich that ihm Gutes!“

„Und wer ist dieses,“ fragte Maria, als sie den geliebten Vater so sehr bewegt sah, und Elisabeth vereinigte ihre Frage mit der des Meisters Tochter.

„Hört,“ sprach André, der Bildner, ich will euch eine Geschichte erzählen. „Als ich noch ein kleiner,

kaum zwölfjähriger Knabe war, und mich mit andern meines gleichen auf den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herumtrieb, freute es mich sehr, wenn ich nur irgend ein geschnitztes Bild sehen konnte. Wenn es auch noch so schlecht war, (ich wußte ja nicht, was gut oder schlecht gearbeitet war) blieb ich doch vor demselben stehen, und konnte mich oft lange nicht von demselben trennen, da bekam ich einmal von meinem alten Vater, der in Gott ruht, ein Messerchen zum Geschenk. Das freute mich ungemein und das erste was ich sprach war: „Ein Messer habe ich, Holz gibt es auch, ich mache mir auch ein Bild.“ Und ich ging und schnitzte, daß mir der Schweiß von der Stirne lief. Ich machte bald darauf ein Pferd, einen Vogel, einen Fisch, einen Drachen und noch mehrere solche Geschöpfe, ihr könnt wohl denken, in welcher Gestalt, dennoch gefielen sie meinen Kameraden, und wenn ich ihnen versprach, dieses oder jenes mit meiner Klinge zu schnitzeln, gaben sie mir allerlei Dinge. Ich gab ihnen viele solche Stücke umsonst; und hatte meine Freude daran, wenn es meinen Kameraden gefiel.“

„Aber ich hatte bald einen Nebenbuhler, dieses war ein wilder, böser und besonders sehr heimtückischer Knabe, welcher mich auf alle mögliche Weise mißhandelte. Er hieß Jakob van de Pitte. Auch er schnitzelte kleine Bilder, man sagt, er sei schon als Wiegenkind in Welschland gewesen, und habe es dort als Knabe gesehen. Allein da die andern Knaben den bösartigen Jakob nicht dulden konnten, und so auch seine Schnitzeleien nicht lobten, wurde er nur böser auf mich allein, und dachte bei sich, daß ich an allem Schuld sei, deß-

wegen mußte ich von dem heimtückischen Jakob vieles dulden. Ich hatte ein gutes Herz, und klagte bei keinem Menschen über seine mir angethane Schmach. Doch, als es Jakob immer ärger machte, und mich mit seinen giftigen, schwarzen Augen oft vor Zorn durchbohren wollte, mir einmal sogar in die Ohren zischelte: André, wenn du mir nicht bis Morgen drei Bilder schnitzelst, und auch zu meinen Kameraden sag'st, ich habe sie gemacht, so fahre ich dir mit meinem Schnitzmesser auf der Brust herum bis du stirbst."

„Ich klagte dieses meinem Vater, und als dieser es dem Vater des Jakob erzählte, nahm derselbe seinen Sohn in eine Kammer und prügelte ihn so derb durch, daß Jakob mehrere Tage sich nicht sehen ließ."

„Wir wurden immer größer und älter; und je älter auch Jakob wurde, desto größer wurde auch sein Haß gegen mich."

„Was ich jetzt von dem bösen Knaben dulden mußte, welche Verläumdung er anzettelte, und glaubt mir, wie künstlich er jedesmal sich unschuldig hin zu stellen wußte, läßt sich nicht beschreiben. Schon damals hatte ich die traurige Ahnung, daß van de Pitte ein sehr ruchloser Mensch werden müße." —

„Da mein Vater längst meine Neigung zur Bilderschnitzerei an mir bemerkt hatte, unterließ er nicht, mich in die Lehre eines damals sehr bekannten, jetzt längst modernden, Meisters dieser Kunst zu thun. Wie erstaunte ich aber, als ich das erstemal in die Werkstatt meines Meisters trat, und auch da gar bald ein boshafter, höhnischer Blick des Jakob van de Pitte auf mich fiel, der bei dem nemlichen Meister die Bild-

nerei erlernen wollte, und schon einige Monate früher in die Lehre aufgenommen wurde.“

„Ich freute mich sehr, meinem alten Schulkameraden hier zu sehen. Ich hatte, trotzdem, daß ich sehr vieles von ihm litt, ihn doch gern. Zugleich wußte ich, wenn du dem heimtückischen Pitte bös begegnest, machst du die Sache nur noch schlimmer.“

„Ich grüßte ihn freundlich und sprach: „Nun, da wir eines Meisters Schüler sind, müßen wir schon in Eintracht und Frieden miteinander leben.“ Da sprach er: „Ists nicht jetzt anders geworden, André? der früher dich um ein geschnitztes Bild bat, ist jetzt im Stande, dich diese Kunst zu lehren. Siehe her!“

„In seinem Stolze zeigte er mir wirklich einige Anfänge der Bildnerei, welche er selbst gefertigt hatte. Ich lobte dieselben sehr. Er aber bot mir den Rücken und lachte heimtückisch in sich hinein. Nun begann meine Lehrzeit, und bald sah ich, daß mich der Meister lieber hatte, als den Pitte, welcher sich nicht nur oft sehr ungebührlich gegen seinen Meister betrug, sondern auch nachläßig und lau in seinem Geschäfte wurde. Ich gab mir alle mögliche Mühe, Pitte gleich zu kommen, und bei meiner ungemeinen Freude an der Bildnerei selbst, bei meinem täglichen Fleiße war mir dieses nicht nur leicht möglich, es geschah sogar, daß ich den Jakob auch bald in der Bildschnitzerei übertraf.“

„So geschah es einmal, nachdem wir schon längere Zeit in der Lehre uns befanden, daß uns der Meister befahl, jeder soll ein Bild nach eigener Erfindung fertigen, damit er eines jeden Fleiß und Fortgang in Erlernung dieser Kunst ermessen könne. Wir thaten

es mit größtem Eifer und Pitte, der mir schon lange kein Auge, keinen Blick als einen Schlangenblick gegönnt hatte, ließ sich während der ganzen Dauer der Arbeit nirgends sehen. Endlich waren wir fertig, der Meister stellte die Bilder neben einander hin. Als er mein Bild betrachtet, glätteten sich seine runzeligen Züge und sein Auge glänzte heiter aus seiner buschigen Wimper. Er lobte mich über alle Massen und machte mich auch liebend auf diesen und jenen Fehler in Liebe aufmerksam."

„Pitte stand unter seinem Bilde wie eingewurzelt, aber ein jedes Wort, welches der Meister lobend über mein Bild äußerte, schien ihm ein Dolchstich zu sein, so zuckte er jedesmal zusammen. Endlich betrachtete der Meister auch seines. Pitte schien seines Sieges gewiß zu sein, so stand er stolz und aufrecht neben seinem ehrwürdigen Lehrer. Man hätte meinen können, er sei der Meister, und jener der Schüler."

„Gleichgültig betrachtete es der Meister. Er hatte schon längst die böse Seite in Pitte's Herz kennen gelernt, und sich hierüber oft sehr geärgert. Je länger er aber auf das Bild schaute, desto wilder und gefurchter wurden seine Züge. Sein Auge rollte auf Pitte herab, ernst und strafend, und endlich ergriff des Meisters Hand das Bild, und schleuderte es in eine Ecke, daß dasselbe in tausend Stücke zersprang."

„Undankbarer, Undankbarer," rief der Meister in tiefer Entrüstung aus, ist das der Lohn meiner Mühe? Ist das dein Fleiß, ist das deine Liebe, so du deinem Meister schuldig bist, und die sich in jedem Schritte und Tritte aussprechen und spiegeln sollte?"

„Jahrelang schon suchte ich mit väterlicher Milde meine Kunst auch deinem Geiste, deinem Gemüthe, suche die Führung meiner Hand in deine zu bringen, und du lohnst so meine Mühe, meine Liebe? Undankbarer, böser Pitte! dein Bild verdient den Namen eines elenden Werkes, deine Jahre hast du in meiner Werkstatt hinaus geschleudert, dein Stolz ist größer als dein Eifer, als deine Liebe, er ist größer als dein ganzes Herz! Siehe in diesem Bilde (er deutete auf meines) die Seele des aufkeimenden Künstlers, siehe seinen Fleiß, seine Liebe zum Meister! Siehe den Jüngling selbst an! Pitte, Pitte, du hast mich entrüstet, du hast des alten Meisters Blut in Wallung gebracht, nicht nur jetzt, schon lange, schon oft, wenn du mit Schmeichelreden an mein Ohr pochtest, den aufrichtigen Mitschüler, den André meine ich, zu verläumden, dadurch mich und ihn zu kränken. Ich setze keine Hoffnung mehr auf dich, ich setze keine auf dich, so lange du lebst!"

„Sofort schritt der Meister aus der Werkstatt hinaus. Ich gestehe aufrichtig, daß ich noch mehr erschüttert war, als Pitte selbst, der seinerseits dastand, wie vom Donner getroffen. Ach, der Stolz ist so gar bald gedemüthigt. Ich trat zu ihm, er dauerte mich wirklich sehr, ich wollte ihn durch liebevolle Reden aus seiner Betäubung aufrichten. Er aber schoß grimmige Blicke auf mich und verließ hohnlachend die Werkstätte mit den Worten: André, das ist dein Werk!"

„Als ich Nachts im Bette lag, und über das Geschehene nachdachte, schlich sich plötzlich Pitte an mein

Bette, und zischelte mir in die Ohren: „André, André, du siehst mich nicht so bald wieder! denke aber an Jakob van de Pitte und an den Auftritt in der Werkstatt, so wirst du Pitte nicht vergessen. Er wird auch an dich denken!“ Am Morgen war Pitte verschwunden. — Ich konnte leider den Sinn seiner Worte wohl deuten. Ach, sein gedemüthigter Stolz hatte sich bald wieder aufgerichtet, wie eine Schlange, welche man tritt, und die an dem, der sie tritt, mit wüthendem Zischen emporfährt.“

„So ging Pitte fort, und man hörte von dem Jünglinge Jahrelang nichts mehr. Sein Vater war schon längst gestorben.“

„Nun machte auch ich mich mit dem Bündel auf dem Rücken aus meiner heimischen Stadt, um in Welschland noch mehr mich in der Kunst der Bildschnitzerei zu vervollkommnen. Ich war jetzt ein Jüngling von fünfundzwanzig Jahren, und obgleich ich mich freute, die weite, schöne Welt zu sehen, liefen doch aus meinen Augen Thränen, als ich von meinen Eltern Abschied nahm. Ach, ich sah sie nimmer, wohl aber weinte ich den Willkomm auf ihrem Grabhügel. Ruhe ihrer Asche. Ich hielt mich schon lange in einer welschen Stadt auf, welche viele Merkwürdigkeiten in sich hatte, und in der ich gleichsam wie zu Hause war. Als ich eines Abends, durch die dichten Straßen lief, sah ich an einem Pfeiler einen magern, bleichen Jüngling lehnen, mit zerrissenen Kleidern und zerzaustem Haare. Ich trat hin und schrie auf vor Freuden und sprach: „Jakob van de Pitte!“ Er war es wirklich, aber abgezehrt, zum Erbarmen elend! Ich zog, oder trug ihn

vielmehr in meine Wohnung, pflegte ihn, und weinte heiße Thränen auf sein mageres Antlitz. Alles frühere schien in seiner Brust vergessen zu sein, so schien es mir wenigstens. Wenn ich ihn aber so ansah, konnte ich recht deutlich sehen, mit welch abschreckender Wahrheit ein elendes, schlechtes Leben seinen Stempel auf sein Gesicht gegraben hatte. Er war abgemergelt bis zum Gerippe. Ich fragte nicht wo und wie er gelebt, ich sah es deutlich im Gesichte. Mit Aufopferung aller meiner Kräfte half ich dem Erbarmungswürdigen empor. So erholte er sich nach und nach und gewann wieder an Kraft und Munterkeit. Aber den falschen, tückischen Blick hatte die Krankheit nicht hinweggenommen, und bald mußte ich zu meinem größten Leidwesen erfahren, daß sich sein Herz nicht geändert hatte. Nachdem er nach langer, langer Zeit genaß, verließ er mich, mir heuchlerischen Dank zollend. Er trieb sich in der großen Stadt umher, ohne Arbeit, ohne Beschäftigung; und da er sich immer nur an schlechte Gesellschaften band, verwilderte er auch bald wieder, trotz meiner immerwährenden Hülfe, meinen sanften Worten und Betheuerungen. Ich hatte noch keinen Raum in seinem Herzen gewonnen, oder vielmehr, in seinem Herzen hatte noch kein guter frommer Gedanke Platz gewonnen. Er war, er blieb der Alte, der er schon als junger Knabe war."

„So geschah es nun, daß er trotz meiner Unterstützung in eine tiefe, tiefe Noth sank, aus der ich ihn selbst nicht mehr reißen konnte. Die Verzweiflung treibt ihr weiter. Pitte machte mich eines Abends ganz allein mit einem Plane vertraut, vor dem ich zurückschauderte, vor dem sich mein Herz empörte, dieser war kein ande-

rer, als mit Hülfe einiger Mitgenossen alle die kostbaren Schnitzwerke einer großen prachtvollen Kirche nächtlich theils zu zerstören, theils zu rauben. Ein gewisser Bernardo Nasso war es, ein verdorbener, elender Mensch, der ihm eigentlich diesen teuflischen Plan eingehaucht hatte. Pitte in seiner Verzweiflung sagte freilich zu. Auch ich sollte Mitgenosse sein. Als Pitte mir mit der Feinheit einer Schlange und mit satanisch erheuchelter Freundschaft diesen Plan mittheilte, (ich ahnete wohl, daß er zu meinem Verderben geschmiedet war,) sprang ich auf, hob die Finger des Eid-Schwurs in die Höhe, und rief laut und feierlich: „So wahr Gott lebt im Himmel und in meinem Herzen, so wahr er in dein schwarzes Herz sieht, Pitte, so wahr schwöre ich euch, schwöre ich dir, Jakob van de Pitte, mit einem Eide vor den Richterstuhl der Welt zu treten und zu sagen: „das sind Kirchenräuber!". Diese Worte brachten gerade in seiner Seele den entgegengesetzten Eindruck hervor, anstatt niedergeschmettert zu sein, ob dem Mißlingen seines Planes, lachte er so höhnisch, daß es mir in die Seele schnitt, zog einen Dolch aus dem Gewande und sprach flüsternd in mein Ohr: „André, dieser wird dich zum Schweigen bringen." Ich verstand die Worte. Ich konnte sein Antlitz nicht mehr sehen, und stürzte fort. Am andern Tage waren die Bilder geraubt und zerstört. — — Da that ich, was ich geschworen. O, diese fürchterlichen Stunden, diese schrecklichen Tage! Wie blutete mir das Herz ob dem gesunkenen Pitte! Er mußte seinem Schicksale entgegen gehen. Er und sein Mitgenosse wurde aufgefangen, in Ketten und Bande geschlagen. Ich hörte es, ich hörte den Namen „Kirchenräuber" da und dort erschallen. Es

schnitt mir fast das Herz entzwei. Ich ließ Alles zurück, eilte aus der Stadt und dem Lande der heißersehnten Heimath zu. Erst dort fand ich wieder Ruhe, schlummerten auch gleich Vater und Mutter unter der kalten Erde."

„Im Glück der Ehe suchte ich Ruhe und Friede. Es wurde mir zu Theil, aber ach! auf wie lange? Auch meine Gattin mußte bald ins Grab, und ich stand allein mit dir, o mein liebes Kind. Da kamt ihr, gute Elisabeth, und brachtet mir Trost und Hülfe, o wie danke ich euch. Auch ihr mußtet viel leiden seit dem Tode eures Mannes, trotz dem, daß euch der Herr gesegnet hat mit irdischen Gütern wie auch einmal mich, auch euch blieb Unglück nicht fern."

„Vater," sprach jetzt Maria, die Tochter mit sanfter Stimme, „wo ist aber jetzt der Pitte?"

„Wo er ist, gutes Kind?" sprach der Meister, „hier ist er, in Brügge selbst. Seit damals sah ich ihn nicht mehr, als er mir aber letzthin ins Gesichte kam, bebte ich zurück, doch er sah aus wie ein finsterer Rächer. Wie und wo er hergekommen, ist mir ein Räthsel."

„Er kommt euch zu tödten!" sprach mit ängstlicher Stimme die alte Elisabeth.

„Aber mit einer andern Waffe, als mit Dolch und Schwert," sprach André, „Verleumdung, Haß und Rache sind mehr als Tod und Sterben. Dieser haßt mich, wie ich euch schon sagte, er lästert mich mit der ganzen Kraft seiner schwarzen Seele. Er soll Drohungen ausgestoßen haben, Flüche auf mich und mein Haus."

„Was treibt jetzt der böse Mensch?“ fragte Maria ängstlich.

„Das kann ich nicht sagen,“ antwortete der Vater, „die vielen Jahre her wird er sich wahrscheinlich in seiner Kunst vervollkommnet haben, und wie ich hörte, will er mir den Ruhm streitig machen, den ich genieße, will mich verschwätzen und verleumden. Der Stolz und die Falschheit seines Herzens werden jetzt wieder neu aufschwellen, wenn er der frühern Ereignisse gedenkt. Liebe, bringt nicht Gott eine Aenderung in diese traurige Sache, so werden meine kommenden Lebenstage sein, wie meine frühern, traurig, bitter, schmerzvoll. Dem Bösen ist ja eine große Gewalt gegeben. Aber laßt uns nur auf Gott vertrauen, das ist's was mich tröstet.“ Des Meisters Gesichtszüge wurden heiterer, als er mit diesen Worten seine Geschichte vollendete.

Da der Abend jetzt völlig hereingebrochen war, zündete Elisabeth die Kerzen an, und machte das Nachtessen zurecht, der Meister schaute aus dem Fenster hinaus auf das ferne Meer, während ihm seine Tochter fragend in sein Auge blickte.

Drittes Kapitel.

Der Probst von St. Donat.

Seit dem Vorerwähnten waren kaum vier Wochen verschwunden, als sich auch André, dem Bildner, schon wieder die schönste Gelegenheit darbot, seinem Ruhme als Bildner eine Krone mehr aufzusetzen. In der That gründete sich der Ruhm als großer Meister nicht sowohl auf seine Kunst, als noch vielmehr auf sein wahrhaft musterhaftes, frommes und liebevolles Benehmen gegen Jedermann in Brügge. Wenigstens trug letzteres viel dazu bei, den erstern zu erhöhen und in das schönste Licht zu stellen. Deßwegen aber auch war der alte Meister beliebt, und es suchten ihm nicht nur die in Brügge selbst wohnenden Bildnermeister die höchste Achtung und Liebe zu zollen; er empfing auch von auswärtigen Meistern die Zeichen der liebevollsten Huldigung. Natürlich hatte der Meister auch ausser Pitte seine Neider und Feinde; es gibt ja überall Menschen, welche die Guten nur aus dem Grunde hassen, weil sie gut sind.

Aber Einer war da, der André haßte mit dem ganzen Haß seiner schwarzen Seele. —

Eines Tages arbeitete der Meister in seiner Werk-

stätte emsig und mit großer Aufmerksamkeit. Da kam seine Tochter Maria die Stiege herunter und trat in die Werkstätte. „Störe ich euch, bester Vater?“ fragte sanft das Mädchen.

„Was willst du, liebstes Kind?“ entgegnete der Meister, indem er sich umwandte und seine Eisen von sich legte.

„Ein Diener von dem Probst von St. Donat ist da,“ sprach die Tochter, „der hochwürdige Herr hat dich zu sich beschieden.“

Bei der Nennung obigen Namens hatte der Vater all sein Arbeitsgewand abgelegt. Schnelle trat er aus der Werkstätte und sprach im hinausgehen: „Was wohl mein werther Freund und Gönner von mir begehren kann? Etwa die Fertigung eines Bildes? Ich bin bereit.“

Oben angekommen, zog er seine schönsten Kleider an, bei welchem Geschäft ihm auch die alte Elisabeth behülflich war, und wobei dem alten Meister manches Lächeln entfuhr weil Elisabeth ihrer Taubheit wegen alles unrecht verstand. Als er fertig war — es war erst Morgen — verabschiedete er sich und sprach: „Ich werde vielleicht etwas länger ausbleiben als gewöhnlich; es geht mir meistens so, wenn ich den hochwürdigen Herrn besuche. Habt ja keine Sorge!“

„Aber der Pitte, Vater,“ sprach ängstlich seine Tochter, „du hast letzthin so fürchterliches von ihm vermeldet.“

„Mein Kind,“ sprach der Vater mit ernster Stimme, „dieser scheut das Licht, das am Himmel hängt. Er liebt die Nacht, sie ist wie seine Seele. Behüte euch Gott.“

Der Meister schritt, etwas aufgeregt bei dem Na-

men „Bitte,“ aus der Thüre und über die Straſſen. Wer ihn kannte, begegnete dem stumm Dahinschreitenden mit der größten Achtung, ein klarer Beweis, wie beliebt der Meister war. So schritt er durch viele Gänge und Straſſen, bis er endlich vor einem großen Hause, neben der Kirche, stehen blieb. Er klingelte, ein Diener öffnete, und auf die Anfrage, ob der hochwürdige Herr oben, entgegnete dieser, es sei so eben ein großer, finsteraussehender Mann wild aus dem Hause geschritten.

Der Meister konnte sich enträthseln, wer dieser Mann sein könnte und schritt auf das Zimmer des Herrn zu. —

Der Probst von St. Donat war ein Mann, einige Jahre älter als der Bildner; jedoch konnte man nach seinem Aussehen gerade das Gegentheil meinen.

Er war ein strengrechtlicher, liebevoller Mann, der besonders gegen den Meister André durch viele Jahre hin schon eine warme Freundschaft hegte. Dabei war er sehr gelehrt und genoß, wie André, eine große, hohe Achtung unter den Bewohnern von Brügge.

Der Bildner fand den Herrn in einem Zimmer heftig auf und abgehend, welches dem Meister sogleich auffiel, weil dieses nur bei heftigen Gemüthsbewegungen des Probstes der Fall war.

Der Meister verbeugte sich frei und offen vor dem hochwürdigen Herrn, und dieser war bei dem Anblicke des wohlbekannten Freundes plötzlich, wenigstens scheinbar milder gestimmt, indem er freundlich ausrief: „Gott zum Gruß, mein werther Freund und Meister.“

André entgegnete den Gruß mit Wärme und er-

laubte sich zu fragen, was wohl den hochwürdigen Herrn so sehr aufgebracht habe.

„Meister," sprach der Probst, „setzt euch, der Vormittag sei unser. Es sind ernste Dinge, die ich mit euch zu besprechen habe." Er heftete einen sprechenden Blick auf den alten André.

Sie setzten sich nebeneinander, gerade an ein Fenster, von welchem aus man eine unermeßliche Aussicht auf duftende Gärten, Wiesen, und wimpelreiche Kanäle hatte.

„Es hat sich Neues ereignet," begann der Probst von St. Donat mit jener Stimme, die man so gerne annimmt, wenn das bewegte Gemüth sich wieder durch etwas freundlich Erscheinendes gestaltet hat — „es hat sich Neues ereignet — fuhr er fort, „Gutes und Schlimmes für euch, mein bester Meister."

„Hochwürdiger Herr und Freund," entgegnete André mit einem Anflug von Trauer, „o auch ich habe viel erfahren, seitdem ich dero Angesicht nicht mehr sah; aber nur Schlimmes."

„Das ist überhaupt immer mehr als das Gute," entgegnete der Probst, blickte den Meister forschend an, und glaubte in seinem Gesichte und auf seiner Stirne etwas Ungewöhnliches zu lesen.

„Leider," sprach der Meister, „dieß aber darf ich meinen hochwürdigen Freund bitten, mir nicht vorenthalten zu wollen, was mich angeht, sei es Gutes oder Schlimmes."

„Ein Beweis, daß ihr Beides gleichgut ertragen könnt," sprach der Probst.

„Das Leben hat's mich gelehrt, hochwürdiger Freund,"

antwortete der Bildner, und es schienen bei diesen Worten dunkle Erinnerungen früherer Tage aufzusteigen.

„Ich will's euch nicht vorenthalten, mein werther Freund,“ sprach der Probst, „und es wird sich zeigen, ob meine heftigen Bewegungen, so ihr bei eurem Eintritte an mir wahrnahmet, nicht gegründet waren.“

„Eure Worte und euer Benehmen war bisher immer der Spiegel eueres edlen Herzens,“ sprach André und war sehr gespannt zu hören.

„Es ist beschlossen worden,“ begann der Probst, „in die Kirche St. Donat eine neue Kanzel bauen zu lassen. Wer anders könnte diese fertigen, als eure allberühmte, künstlerische Hand? So wurde es auch beschlossen in der Versammlung der hochwürdigen Herren.“

„Eine große Ehre für mich,“ unterbrach ihn hier der Bildner, „noch größere durch den Gegenstand selbst, den ich fertigen sollte, von dem uns das Wort Christi gelehrt wird.“

„Es ist eure Herzensneigung,“ sprach der Probst, „Bilder aus der frommen Religionswelt zu fertigen. Ach sie athmen alle, die ich sah, den Geist des frommen gottergebenen Herzens. Ihr seid ein guter Christ, edler Freund. Doch hört: als ich heute früh von meinen Geschäften befreit, mich durch einen Morgenimmbiß erholte, meldete man einen Mann. Er trat herein zu mir mit einer Art, die mir sehr auffiel. Sein Anzug war zerlumpt und sein Gesicht der Ausdruck einer wüsten Seele.“

„Ich heiße Jakob van de Pitte,“ sprach er mit rauher Stimme.

„Jakob van de Pitte,“ sprach hier mit einiger Be-

wegung der Bildner André, „dieser bei euch, o Herr?“

„Ihr kennt ihn, geliebter Freund?“ fragte der hochwürdige Herr, etwas verwundert, daß sich auf André's Stirne düstere Wolken zusammenzogen.

„Ob ich ihn kenne?“ sprach da mit einer traurigen Stimme der alte Bildner, „ach ich wollte, ich könnte sagen: diesen Menschen habe ich nie gesehen.“

„Wahrlich eine traurige Bemerkung für diesen Mann,“ sprach der Probst, „doch, ich bitte erzählt, bester Freund, ihr seid bewegt!“

„Erlaßt mir's, hochwürdiger Herr, bis ihr eure Erzählung vollendet,“ bat der Meister.

Der Probst sprach: „Ich bin sehr gespannt; doch sei es, ich fange an. Also sprach der rauhe Mensch: „ich heiße Jakob van de Pitte, bin Meister der edlen Bildnerkunst. Noch sind es keine zwei Monde, seitdem ich aus Italien zurück, eine kunsterglühte Seele und einen leeren Beutel von dort zurückbringend. Habe gehört, Hochwürden, daß dero hohe Geistlichkeit beschlossen habe, eine neue Kanzel mit religiösen Figuren fertigen zu lassen. Deßwegen nun bin ich allda. Obgleich mein Ruf in Brügge nicht groß ist, weil ich immer in fremden Landen war, sei es doch gesagt, daß mir meine große Kunstfertigkeit Niemand streitig machen, ja sich nur mit mir messen dürfte.“

„Das ist der ungebeugte Stolz,“ unterbrach ihn hier mit leiser Stimme der Bildner André.

Doch der Probst fuhr fort: „Weiter sprach der grobe Jakob van de Pitte: „Sofort möchte ich gerne die Fertigung dieser Kanzel übernehmen, die Kosten werde ich

selbst bestimmen. Künstler lassen sich gerne hoch bezahlen."

„So sprach der Unbekannte, bester Freund" — fuhr der Probst von St. Donat fort, „und dabei blitzte sein schwarzes finsteres Auge so unheimlich auf mich herab, daß es mir selbst etwas ängstlich zu Muthe war, Angesichts dieses Mannes. Ich entgegnete ihm: mein unbekannter Meister, euer Antrag geht glaube ich aus eurer Noth hervor (ich blickte auf seine verwüstete Gestalt) ohne dieses auch kann ich euch sagen, daß die Fertigung dieses Werkes schon einem Bildner vergeben ist, auf dessen Name Jedermann in Brügge stolz ist, der allgemeine Achtung genießt, und der es auch allerdings abschlagen würde, aus großer Bescheidenheit sich mit euch zu messen, der aber dennoch den Sieg davon tragen würde. Dieser Meister heißt André."

„André, André," sprach mit einem giftigen Tone der fremde Meister, und es schien bei diesen Worten seine Glieder etwas Schauerhaftes zu durchbeben, „diesen Mann kenne ich auch, ich kenne ihn auch."

„Aber der Unbekannte ließ sich durch meine bestimmte Erklärung nicht abhalten, rücksichtsloser in mich zu dringen, ihm die Fertigung der Kanzel zu überlassen. Es half nichts. Je mehr ich ihn überzeugte, daß es nie und nimmer geschehe desto heftiger wurde der, wie es schien, sehr leidenschaftliche Mensch. Sein Auge glühte so wild und feurig wie das einer Hyäne, wenn sie sich einer Beute gewiß versichert hat. Glaubt mir bester André, es war mir unheimlich in seiner Nähe, um so mehr, als er alle Augenblicke an seine Brust griff, als wolle er einen Dolch herausziehen. Ich bin kein Freund von

solchen Instrumenten. Dieser Mann aber mit seinen entsetzlichen Geberden trieb es furchtbar weit in meiner Nähe. Ich weiß nicht, trieb ihn Stolz, Verzweiflung oder sonst Schlimmes. Es war ein schrecklicher Mann. Trotz allem Wiederstreben konnte ich nicht mit ihm fertig werden, und als ich endlich nochmal eure Verdienste, werther Freund, schonend an's Licht stellte, glühte sein Auge gar grimmig, und, auf mich zugehend, daher ich erschrocken zurückwich, sprach er die schreckliche, mir unverständlichen Worte: „Nun wißt, Ihr hochwürdiger Probst, daß ich André's Todfeind bin, ja ich bin sein Todfeind. Ich will ihn vernichten, so oder so. Ich will ihn verderben und seinen Ruhm an den Galgen hängen. Hört ihr's, Herr Probst, das sagt Jakob van de Pitte zum Danke seiner Hintansetzung." —

„Stürmisch eilte er von dannen." — So sprach der Probst von St. Donat. — Auf André hatten die Worte des hochwürdigen Herrn einen erschütterndern Eindruck gemacht. Besonders aber die letzten, bei welchen der Bildner erschüttert vom Sessel aufgesprungen war. Es war gerade, als ahne seine Seele das Zukünftige mit seinen Schauern und Schmerzen.

Dem Probst selbst war der Eindruck nicht entgangen, welchen seine Worte auf den alten Freund gemacht hatten. Aber es war ihm noch dunkel und unklar, und das Erstaunen, was er vermuthen konnte, war, daß Pitte einen unversöhnlichen Brodhaß gegen André in seiner Seele herumtrage. Ach, er ahnete nicht! —

Deßwegen fragte er auch seinen Freund, welcher mit Seufzen zum Himmel blickte: „Mein werther, lieber André, es sind Geheimnisse gewiß, welche eure

Zunge mir verschließen vor dem sonderbareu Bitte?"

„Nein, nein, hochwürdiger Freund," sprach der Bildner, mit etwas düsterer Stimme, „nun ihr geendet, erfahret traurigeres, ja noch ernster, als was ich soeben vernommen." —

Und er erzählte ihm das, was wir schon im zweiten Kapitel vernommen.

Der Probst war ergriffen, um so mehr, als das edle Gemüth des Bildners in jedem Worte sich kund gab.

Die beiden ergrauten Freunde hatten sich durch diese gegenseitigen, traurigen Mittheilungen immer noch mehr vertieft, bis endlich der Mittag zum Aufbruche mahnte. Mit gesenktem Haupte schritt der Bildner durch die Straßen von Brügge seiner Wohnung zu.

Viertes Kapitel.

Jakob van de Pitte's Treiben.

Der ehrwürdige Probst von St. Donat, hatte wahrlich treuer die Wahrheit berichtet, ja hätte er Gelegenheit gehabt, tiefer in das Herz des boshaften Bildners zu schauen, er würde in den dunkeln Falten desselben noch viel Schaurigeres entdeckt haben. Das aber blieb ihm noch verborgen, allein zu der traurigen Wahrheit war er bis jetzt gekommen, daß André an Pitte nicht nur seit obigem Vorfalle, nein, daß er schon früher an demselben einen unversöhnlichen Feind hatte.

„Wie es dem Pitte in Italien gegangen war, wußte kein Mensch; aber wenn man ihn hätte nächtlich in die Stadt schleichen sehen, mit dem zerlumpten Anzuge, mit den eingefallenen Wangen, dem struppigen Barte, wäre man auf traurige Vermuthungen gekommen.

In Brügge selbst hatte Pitte keinen Verwandten mehr; sein Vater war längst gestorben, vielleicht schon vor 30 Jahren, und seine Mutter noch früher. Geschwisterte hatte er keine. So stand er also allein da in der Welt mit seinem Hasse. Aber, leider! so wie das todte Aas die Raben der Luft an sich zieht, so zieht auch der Böse so ganz solche Genossen an sich, sie fin-

den sich, wenn sie sich auch nicht suchen. So ging es auch hier, Pitte wußte, auf welche Weise ist mir nicht bekannt, solche Geschöpfe an sich zu ziehen, wußte sich auch sogar bei minder verdorbenen Menschen so einzuschmeicheln, daß er nach und nach einen bedeutenden Anhang hatte. Dazu kam noch sein Wirken als Bildner, welches wahrhaftig nicht ohne einiges Verdienst war, und welches auch anerkannt wurde, dazu kam nach und nach sein sauberer Anzug, sein stolzer Gang durch die Strassen, und fürwahr der Mindertiefschauer hatte in diesem Manne, dem verworfenen Pitte, sein schwarzes, dunkles Pläne bergendes Herz gesucht! Aber fast war es auch nicht möglich, zu glauben, daß dieser Mann vor der Welt aufzutreten wagt, da man doch so Unheimliches von seinem frühern Treiben, und seinem Verhältniße zu dem berühmten André sprach. So aber ist es; das Laster geht stolz und hoch einher wie ein Pfau, bis es sich beugt und demüthigt bis zur Erde!

Es schwanden Wochen, Monden dahin und Pitte entfaltete ein immer scheinbar glänzenderes Leben. Stimmen von nah und fern verlauteten auch, daß er wirklich ein großer Meister seiner Kunst sei, daß er aber doch den ehrwürdigen André in dieser nicht zu erreichen vermöge. Dieß schmeichelte seinem grenzenlosen Stolze ungemein, wenn man seine Werke bewundernd lobte, so wie es ihm jedesmal ein scharfer Dolch war, wenn des Ruhmes gedacht wurde, den André allerorts genoß. Je höher er aber stieg in seinem Stolze und in Anerkennung seines Kunstwerkes, desto tiefer grub sich seine Seele den Haß gegen André ein, desto tiefer forschte er nach, diesen ja ganz und gar zu verderben. Was

er damals aus Noth und Verzweiflung that, die Fertigung der Kanzel zu übernehmen, was er damals fluchte und schwur in seiner Seele, es war nicht verschwunden, es wurde tagtäglich aufgefrischt, und nicht mit Unrecht ahnete der ehrwürdige Probst von St. Donat traurige Tage!

So geschah es abermals, daß nach ungefähr einem halben Jahre dem berühmten André von der Seestadt Gent aus der Antrag gestellt wurde, dorthin ein sehr bedeutendes, großartiges Werk zu fertigen. André hatte sich nicht gemeldet zur Ausfertigung dieses Werkes, wohl aber der stolze Pitte, welcher alle Triebfedern in Bewegung setzte, sich den Ruhm jener Stadt in Gold und Dank anzueignen. Leider aber wurde sein Antrag nicht angenommen, und er sah sich abermals zurückgesetzt.

Das steigerte seine Rache, seine Wuth auf die höchste Stufe. Aber der schlaue Pitte verbarg dieses gänzlich vor der Welt, nicht wie damals fluchte und tobte er auf André, diesesmal verschloß er ihn in sein Herz, in welchem schon so mancher Teufelsgedanke eingekerkert war, und auf Befreiung harrte.

Es war gerade am Abend des nemlichen Tages, an welchem Pitte seine abschlägige Antwort von der Stadt Gent erhalten hatte. Pitte saß mit mehreren seiner Freunde in einem Zimmer seines dunkeln Hauses, und weil es außen tobte und stürmte, flackerte ein lustiges Feuer auf dem Kamine. Pitte saß zunächst am Feuer. Sein Anzug war dunkel wie sein Herz, in seinen Augen loderte ein düsteres Feuer und seine Schläfe pochten, seine Stirn und Nase schwoll als wollten beide zerspringen. In der Hand hielt er noch den erhaltenen

Brief von Gent. Er sah still in das Feuer, oder grollte hie und da unter dem dunkeln Barte hervor ein unheimlich Wort, das klang wie Verderben und Tod.

Plötzlich riß er den Brief nochmal auf, sein Auge lief über die Buchstaben hin, ein grimmes Lächeln umflog seinen Mund; dann drückte er ihn zusammen und sprach, ihn in die Flammen werfend: „da, er ist nicht mehr werth, dem Andern soll er auch keine Rosen bringen!"

„Halt!" schrie da einer seiner Freunde und holte das halbverbrannte Papier aus den Flammen, „was ist das, Pitte! behalte es, es hat immer einige Ehre für dich. An einen Andern hätte so eine ehrenwerthe Stadt gar nicht geschrieben!"

„Es ist zu spät," sprach einsilbig Pitte, und deutete auf das halbverbrannte Papier.

„Wie wäre es gewesen, wenn du diesen Brief dem André geschickt hättest? fragte ein Anderer dieser Freunde, du hättest ihm damit gewiß eine wahre Freude gemacht?"

„Ich gönne sie ihm nicht, diese Freude," erwiederte Jakob van de Pitte, und es flog bei dem Namen André Zornesglut über sein bleiches Gesicht. Er erhob sich jetzt und schritt, wie gewohnt, stolz und hochmüthig im Zimmer auf und ab, ich weiß nicht im Grimm, oder in teuflischer Freude seinen Mund oft zu einem sonderbaren Lachen verziehend.

„Dieser André," sprach er dann, und man hörte es an dem Tone seiner Stimme, mit welcher Verachtung er diesen Namen aussprach, „o dieser André, ja, es ist ein berühmter Name im Lande weit und breit. Der

Pitte aus Italien darf sich freilich nicht mit ihm messen. Aber — seine Stimme wurde leiser, — es könnte doch eine Zeit kommen, wo ich in die Schranken treten dürfte und sagen könnte: „André, ich heiße Jakob van de Pitte!“

Es wurden jetzt Getränke gebracht und während draußen der Wind stürmte und die Wellen der Kanäle tobten und brausten, saßen sie innen ruhig beisammen und tranken.

„Auf das Wohl deiner Kunst!“ sprach Einer zu Pitte, und die Gläser klangen aneinander.

„Auf André's glückliche Vollendung,“ sprach mit feurigem Blicke Pitte und abermals klangen die Gläser. Ach, es lag ein furchtbarer, düsterer Sinn in den Worten dieses Mannes; aber seine Freunde ahneten ihn nicht. Je mehr man jetzt trank, desto lebhafter wurde das Gespräch, und als Stunde an Stunde vorüber rann, als es schon sehr spät war, liefen die Zungen und wollten nimmer ruhen. Nur Pitte blieb sich immer gleich kalt und gemessen. Er stieß an, trank und brütete. Was er sagte, war kurz, was er dachte, war schaurig. Seine Gedanken hingen wie Wetterwolken über André's Haupt, aus denen ein zündender Blitz auf dasselbe schmettern sollte.

Seine Freunde schrieben sein einsilbiges, möchte sagen abschreckendes Wesen dem Mißlingen seines Planes zu, und wußten hierin nur zu wohl, daß in solchen Stunden Pitte für Jeden verschlossen blieb. Und weil es endlich nahe an Mitternacht war, und Pitte auch nicht einen Zug heiterer gestimmt wurde, trennten sie sich von einander, jeder seinen Weg gehend.

Bald war Pitte allein in seinem Gemache, und schaute in das verlöschende Feuer.

„Du brennender Ruhm und Gunst," sprach er mit einer dumpfen Stimme, „du sollst vergehen, wie hier die ersterbende Glut. Es soll auch nicht ein Funke von dir übrig bleiben. Sogar dein Werk soll zerstört werden! Bald wird dein Name, du alter, grauer Bildner, mit Abscheu genannt werden! Ha! wenn dieses geschieht, frohlocke dann, Jakob van de Pitte! Frohlocke in deiner Seele und baue den Tempel deines Glückes auf. Ja, ja, es soll sein, es muß! Mein glühender Haß muß gestillt werden. — Er verzehrt mich, er verbrennt mich!"

Er schritt stürmisch auf und nieder und sprach dann noch: „Was vor Jahren geschehen ist, es sei vergessen, jeden Flecken — ja, jeden Mackel aus Welschland, ich werde sie rein waschen, wenn ich es kann, ich werde sie zudecken mit meinem Stolze! Aber dich soll die Erde decken!" — Die Glut flackerte manchmal auf und beleuchtete mit greller Helle sein bleiches Gesicht, auf dessen Stirn ein Schweiß stand. Pitte schaute jetzt in die Nacht hinein, fuhr aber bald zurück, als ein heulender Sturmstoß ihm übers brennende Gesicht fuhr. Er löschte die Lampe aus, warf sich auf das Lager und es zogen durch sein Gehirn düstere Träume von Verderben und Untergang.

Fünftes Kapitel.

Die Bitte.

Die siebenzigjährige Elisabeth war eine Schwester zu André's längstverstorbenen Vater. Ihr Gemahl selbst, den das alte Mütterchen sehr bald verlor, hinterließ derselben ein sehr ansehnliches Vermögen, ja, man sagte sogar hie und da, daß Elisabeth sehr reich seie, und André schon oft in frühern Tagen aus der Noth geholfen habe.

Sei dem, wie es wolle, sie besorgte die Geschäfte des Hauses bei André und im Verein mit dem Bildner selbst bewirkte sie auch die Erziehung seiner Tochter Maria.

André hatte seit jenem Tage den ehrwürdigen Probst von St. Donat, seinen wahren Freund oft besucht und jedesmal kam er mit einem verdüsterten Blick nach Hause; und man konnte sich wohl denken, daß der Hauptgegenstand ihres Gespräches wohl kein anderer als Jakob van de Pitte war.

Da kam die ehrenvolle Stimme von Gent an den grauen Meister. Obgleich es ihn ungemein schmeichelte, fuhr doch auch eine trübe Traurigkeit durch seine Seele; er wußte gar wohl, daß sich der emporgeschwungene Pitte dadurch neu beleidigt fühlen müßte.

Der alte Meister reisete in der düstern, neblichten Herbstzeit selbst nach Gent, alldort noch das Nähere über das Werk zu erfahren. Er blieb mehrere Tage aus, und kam dann wieder etwas erschöpft nach Hause.

Ein kleines Unglück, das ihn unterwegs getroffen, daß er nämlich in der Dunkelheit der Nacht von einem Wegelagerer aller seiner Baarschaft beraubt wurde, konnte er um so weniger verschmerzen, als er wirklich seine Kasse zu Hause in einem sehr übeln Zustande fand.

In seinen gewöhnlich stummen Sinnen saß der Meister in seinem Lehnsessel, und dachte wahrscheinlich über den Anfang und die Ausführung des großartigen Werkes nach. Durch die letzten Ereignisse hatte sich seiner Seele ein noch größerer Ernst eingegraben, der auch nie mehr verschwinden wollte. Der gute Mann dachte wahrscheinlich in seiner frommen Seele, wie viele Macht einem Bösewichte in die Hände gegeben seien, einen Tugendhaften zu verderben.

Neben ihm saß seine blühende Tochter, welche nicht ohne Anflug von Traurigkeit in des Vaters ernstes Gesicht sah. Die alte Tante sah wie gewöhnlich vor sich hin auf den Boden, und nur, wenn Maria oder der Vater den Mund zum Sprechen öffnete, erhob sie ihr Haupt und fragte nach dem Inhalte der Rede.

„Ach du mein Gott," begann sie dann einmal zu sprechen, „ich verstehe alles was man sagt, unrecht. Mein Gehör wird von Tag zu Tag schwächer."

„Laß Elisabeth," sprach André, der sich gerade etwas von seinem Sinnen empor gerichtet hatte, „laß es Elisabeth, es ist oft gut nichts zu hören und leichter

zu sehen. Mein Gott, wie viel gäbe ich, wenn ich durch meine Lebenstage hindurch manches nicht gehört und manches nicht gesehen hätte! O, es macht oft traurige Eindrücke auf das Gemüth!"

„Mein Gemüth, ja," sprach Elisabeth, welche nur gewöhnlich die letzten Worte auffaßte, „ja, dieses ist auch hie und da recht traurig, und das macht nur, weil mein Gehör weg ist, und mein Auge halbblind. Lieber Gott, wie gerne möchte ich auch einen frommen Gesang hören; aber ich kann nichts verstehen, nur ein dumpfes Summen."

„Ihr wißt, gute Tante," sprach hier Maria, „wie oft ich euch deßwegen schon bedauert habe!"

„Ja das hast du, du liebes, gutes Kind," sprach das alte Weib, offenbar froh angerührt durch diese Worte ihres geliebten Pfleglings, „du hast mir sogar schon oft diese Leiden nach deinen Kräften erleichtert. Du bist gut, Maria."

Sie nahm des Mädchens Haupt und drückte es sanft an ihr Herz.

Unterdessen war der Vater die dunkle Stube auf und abgelaufen, bald hatte er sich in den alten Lehnsessel gesetzt, oft entschlüpften seinem Munde eine den Beiden unverständlichen Worte, die längste Zeit aber schwieg er.

„Du bist so traurig, Vater," sprach nach einer Weile seine Tochter, „ich meine oft gerade, du habest dein Kind nicht mehr lieb."

„Daran zweifelst du?" sprach Elisabeth, „das ist ja eine Sünde!"

„Kind," antwortete der Vater, „du mußt nicht auf

mein Gesicht schauen, da könntest du freilich immer meinen, ich sei dir und der guten Elisabeth gram. Mein Vaterherz mußt du nehmen, dort lebt mein geliebtes Kind in meiner Liebe! Ach! und dabei auch die traurigen Gedanken und Tage! komm, mein gutes Kind!" —

Er drückte das Mädchen väterlich warm an sein Herz und sprach dann: „Siehe, Kind, so lieb hat dich dein Vater. Du verdienst es, geliebtes Kind! Ich suche mein Glück nur in dir, ach, ich habe ja nur dich!"

„Bester Vater!" sprach voll Liebe das schöne Kind, „wie sanft seid ihr!" Sie schmiegte sich an ihn mit der ganzen Wärme ihrer schönen Kindesliebe. —

Elisabeth sah mit freudiger Rührung auf diese Scene. Obgleich sie sich oft wiederholten, waren sie derselben doch immer neu.

„Wenn es nur so durch das Leben ginge!" sprach sie ganz leise für sich hin, „o dann hättet ihr Beide den Himmel! Mein Gott, so bleibt es nicht!"

Ein trüber Abend dunkelte jetzt heran. In der Stube brannte das Licht und als das Nachtmahl verzehrt war, begab sich Maria zur Ruhe, freundlich Vater und Tante küssend.

Der Bildner und Elisabeth waren jetzt allein in der Stube. Ersterer lief lange auf und ab, und schien, als ob auf seinem Herzen etwas Besonderes laste. Endlich sprach er zur Tante:

„Ich habe eine Bitte an euch, beste Elisabeth!"

„Redet, André, redet!" sprach Elisabeth, „ihr wißt, wenn ich kann, helfe ich."

„Ihr habt mein Unglück auf meiner Reise erfahren,“ fuhr André fort, „meine Beraubung durch einige Wegelagerer.“

„Ach, das sind schlimme Menschen,“ sprach Elisabeth, welche wieder das letzte Wort verstanden hatte.

„Das ist freilich wahr,“ entgegnete André, „meine Kasse wurde und ist nun ganz erschöpft und doch sollte ich auf das kommende Werk hin neuen Handwerkszeug einkaufen. Er kostet freilich eine große Summe, Elisabeth; aber ihr könnt sie mir zukommen lassen, sollte ich meinen! Thut es, seid so gut!“

„Freilich bin ich gut, bester André,“ sprach Elisabeth, „aber sagt mir es noch einmal, ihr wisset, ich habe es, mein Gott, nicht recht verstanden.“

André wiederholte seine Bitte. Elisabeth wollte in ihr Gemach gehen, und die verlangte Summe holen; als André sprach: „Nicht heute mehr, gutes Weib, es hat morgen Zeit.“

„Wenn ihr wollt,“ sprach Elisabeth, „o mein lieber Gott, es ist mir ja recht, wenn ich nur helfen kann. Mein Leib bedarf der irdischen Güter nur wenig, ach ja, vielleicht bald gar keiner mehr. Es kann ja gar bald ausgehen mit mir.“

„Ihr macht eine Ausnahme von den Alten,“ sprach André mit einem leisen Lächeln, „fast Alle meinen, wenn sie auch schon am Rande des Grabes stehen, vom guten Gott noch ein paar Lebenstage erflehen zu können. Ihr seid eine Ausnahme, Elisabeth.“

Diese hatte André's Worte nicht verstanden, und war in ihrem Sitze in das vorige, einförmige Hinstarren versunken. André selbst wollte kein neues Gespräch mit

der Alten anknüpfen, und lief deßhalb nur stille auf und ab. Oft entfuhr seinem Munde ein leiser Seufzer. Armer André! Indeß du hier außen ruhig scheinend wandelst, ist es ernst und düster in deiner ahnenden Seele, und der ferne Bösewicht ruft das Gewitter des Unglücks über dir zusammen, das dich zerschmettern soll! Könntest du nur in ein Herz sehen, du würdest schaudernd dein Auge verdecken, und zurückbeben!

Sechstes Kapitel.

Der unglückliche Gang.

Von den Kanälen herein quoll in der Frühe des düstern Herbsttages dicht und kalt der Nebel. Er wallte durch die Strassen von Brügge wie graues Gewölk, und bald war Alles so dicht umhüllt, daß man kaum auf zwei Schritte einander erkannte. Diese Erscheinung ist zur Herbstzeit in diesem Lande nichts seltenes, und die Menschen welche stumm durch dieses Nebelmeer wandern, sehen aus wie bleiche Gespenster.

In dieser düstern Morgenstunde ging der Meister André aus dem Hause, um mit dem von Elisabeth entlehnten Gelde Nöthiges einzukaufen, und auch zugleich einen Morgenbesuch seinem würdigen Freunde, dem Probst von St. Donat abzustatten.

„Meine Tochter Maria," sprach er noch im Fortgehen, „vergesse deinen Kirchenbesuch nicht. Bete für mich und deine alte Tante. Behüte Euch Gott."

Als er den Fuß vor die Thüre gesetzt hatte, hatte ihn auch schon der düster wallende Nebel in seinen grauen Mantel gehüllt und unsichtbar gemacht. — Tante Elisabeth verrichtete indeß, als Maria die Kirche besucht hatte, ihre Geschäfte und setzte sich dann gewohnter-

massen in ihren Stuhl, einförmig vor sich hinsehend, oft auch mit sich selbst redend. Es flackerte ein munteres Feuer auf dem Kamine und nebenan war das spitze Schüreisen. Es mochte fast um die nämliche Stunde gewesen sein, als ein großer Mann, gewickelt in einen dunkeln Mantel, mit raschen aber leisen Schritten den Nebel durchschritt. Die Strassen waren noch sehr menschenleer, am meisten die, durch welche dieser geheimnißvolle Mensch hinschritt, und welche die abgelegendste der Stadt waren. Man konnte von seinem Gesichte nichts sehen, als zwei dunkle, düster blickende Augen und in den Falten seines Mantels hie und da etwas Glänzendes, so schritt er dahin, dem Hause des Bildners André zu.

Die menschenleere Strasse schien ihm sehr wohl zu gefallen, sowie auch der düstere Nebel, obgleich er sich feucht und kalt an Wangen und Mantel hing; denn wenn sich nur irgendwo ein Menschenantlitz blicken ließ, huschte der Dunkle vorüber wie ein Schatten an der Mauer.

So trat er in das Haus des Bildners ein. Auf den Treppen lauschte er umher wie ein Tiger, der ein Opfer wittert und stieg dann rasch dieselbe hinauf. An der Stubenthüre lauschte er abermal, als es aber immer stille blieb, trat er ein.

Elisabeth, obgleich halbblind, stand langsam auf, erkannte aber nicht den großen, düstern Mann. Sie hatte ihn noch nie gesehen, wir aber kennen ihn, das war Jakob van de Pitte. Des Bösewichts Blicke durchfuhren wie feurige Blitze das Zimmer, sie schienen etwas zu suchen und nicht zu finden. Dann trat er

vor das erschrockene Weib und sprach mit einer dumpfen Stimme, welche eine gräuliche Gährung kund gab: „Weib, wo ist dein Meister?“

„Ihr meint den guten berühmten André, Herr!“ fragte Elisabeth.

„Keinen Andern!“ sprach eintönig Pitte.

„Ach mein Gott!“ sprach Elisabeth, „der ist ausgegangen. Er kauft Instrumente zu dem großen, prächtigen Werke nach Gent hinüber.“

Ueber Pitte's Gesicht flog ein schneidender Grimm. „Schweigt davon Weib,“ sprach er zornig indem seine Stimme noch mehr bebte, „schweigt davon der Grimm meiner Seele — —“

Elisabeth hatte nur das letzte Wort verstanden, und weil Pitte, war es Zorn und Wuth oder aus anderer Bewegung, etwas inne hielt, meinte sie er habe von André vollendet und sprach: „Ja, ja, mein Gott, das ist wahr, seine Seele ist fromm und gut und rein. Kennt ihr ihn fremder Mann? Oder wer seid ihr! Mein Auge ist schwach, aber ihr seht, mein Gott, so dunkel aus?“

Pitte schlug ein schneidendes Lachen auf und sprach: „Ich kenne ihn, und er kennt mich, Weib!“

„So,“ sprach Elisabeth, „ach dann wißt ihr ja wohl, wie sehr gut sein Herz ist. Er liebt alle Menschen; aber er hat auch Feinde. Ach, ein so berühmter Mann!“

„Weib,“ rief zornig Pitte aus, mit einer furchtbaren Bewegung der Hand, „Weib, ich trete seinen Ruhm in den Staub!“

„Ihr habt ja recht,“ sprach Elisabeth, welche wieder

Alles unrecht verstanden hatte, „sein Ruhm ist so groß! Sogar von fernen Städten kommen ihm freundliche Briefe und Lobeserhebungen zu.“

„Höhnt ihr mich?“ rief zornentbrannt Pitte aus, „altes Geschöpf höhnt ihr mich?“ Er faßte sie zornig an der Schulter.

„Was sprecht ihr?“ fragte ängstlicher werdend bei des finstern Mannes Geberden Elisabeth, „eure Worte sind eine spitzige Klinge. Solche Sprache bin ich hier nicht gewohnt O mein Gott, über des Meisters Mund kommt nie ein böses Wort.“

Sie stand von ihrem Sitze auf, nahm die Hände vor die Augen, um besser sehen zu können, und schaute so auf Pitte, der indeß seine funkelnden Augen umherrollen ließ.

Elisabeth meinte, Pitte betrachte die ringsum aufgestellten Schnitzwerke, und sprach mit einer frohen Stimme: „Seht, Alles ist sein Werk. O, wenn ihr in dieser Kunst auch Erfahrung habt, werdet ihr wohl sehen, wie schön alle diese Dinge sind.“

Jedes Wort, welches das alte Weib in ihrer harmlosen Seele an Pitte sprach, schnitt tief und schwer in des Bösewichts Herz ein. Oft ließ er sein Auge funkelnd auf Elisabeth ruhen, und diese erschrack dann selbst ein wenig ob dem Blicke.

Plötzlich fragte er sie: „Seit ihr sein Weib?“

„Was sagt ihr?“ fragte Elisabeth.

„Wo ist des André's, ich wollte sagen, wo ist des Bildners Weib?“

„Mein Gott entgegnete Elisabeth, „sie ist gestorben. Sie war so gut und so fromm; aber der Tod

ließ ihm dieselbe nicht lange. Als er von Welschland zurückkam, heirathete er, und in ein paar Jahren hatte er sie nicht mehr. So ein Unglück! Mein Gott, diesem braven Manne! Er hat eine Tochter."

Pitte schien ein gleißender Freudenstrahl zu durchbeben, bei Nachrichten, welche traurig für Andrè klangen. Als der Name Welschland von den Lippen der Alten tönte, flog eine zuckende Glut über sein bleiches Gesicht, mit starker Faust ergriff er, sich seiner kochenden Wuth nicht mehr bemeisternd, das alte Weib an der Schulter und rüttelte sie, daß sie ächzte und stöhnte.

„Um Gottes Willen, was habt ihr?" schrie das Weib auf, und zitterte und bebte am ganzen Leibe, „Laßt mich, laßt die alte Elisabeth!"

„Ich will dich zertrümmern, gleißende Alte," preßte er zischend aus den Zähnen hervor, „wie dieses Bild hier!" Und mit starker Faust schlug er ein geschnitztes Bild von dem Gesimse, daß es krachend am Boden zersprang.

„Was habt ihr vor," sprach das Weib, „mein Gott, was habt ihr vor, fremder, wilder Mann?"

Pitte gab ihr keine Antwort, er war ans Fenster gesprungen, und einen schnellen Blick auf die nebelumhüllte Straſſe werfend, trat er wieder vor das ahnende Weib, in deren Seele es nun selbst düster und ängstlich zu werden begann.

„Was ich vorhabe, sollst du sehen, alter Rabe," sprach Pitte mit einer dunkeln Stimme, dann durchstürmte er noch ein paarmal die dunkle Stube, schritt zurück, hob den Arm in die Höhe und schrie: „Ver-

derben will ich euch!" Seine Hand sank, gewichtig herab auf Elisabeths Haupt. Sie wankte, fiel und das spitzige Schüreisen bohrte sich tief in ihr Hinterhaupt. Ein Blutstrom schoß nach. Pitte sah es. Das brechende Auge des alten Weibes schien fluchend auf ihm zu haften.

„Ha, ha!" murmelte er hervor, eilte zur Thüre hinaus und kein Mensch sah ihn im düstern Nebel von dannen schleichen.

Siebentes Kapitel.

Der vermeintliche Mörder.

Pitte konnte kaum die Straße erreicht haben, (er bog sogleich in einen Seitenweg ein) als von einer andern Seite Meister André seiner Wohnung zuschritt. War es eine dunkle Ahnung, welche die liebende, allwachende Vorsehung in seine Seele gelegt hatte; kurz es stiegen auf einmal so grause Gedanken in seiner Seele auf, daß er sich, ohne ganze Vollendung seines Geschäftes, nach Hause begab.

Er lief die Treppe hinauf und öffnete die Thüre seines Zimmers. Da lag in ihrem Blute, lang ausgestreckt auf der Erde, Elisabeth.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte der Bildner auf sie zu. Er hob sie empor, kniete neben sie hin und erblickte die tiefe Wunde im Hinterhaupte. Er ergriff das blutgeröthete Eisen, schaute es an, und warf das übrig gebliebene Gold, welches er noch in der einen Hand hielt, auf den Boden des Zimmers, so, daß es theils im rinnenden Blute versank. Elisabeth öffnete noch einmal ihre Augen im Todeskampfe, aber sie war besinnungslos. Bald fielen

die Wimper, sie hatte ausgelebt, und das schaurige Geheimniß ihres Mordes mit ins Grab genommen.

André stand neben der Leiche.

„Ermordet, Gott der Barmherzigkeit, ermordet!" schrie er furchtbar auf, daß die Stimme gellend bis auf die Straße drang.

Bald auch hörten die Vorübergehenden diesen grauenhaften Klageruf, sie stürzten in sein Haus, und sahen das Entsetzliche.

André, in der Verzweiflung, selbst nicht wissend was er that, hatte immer noch das blutbesprizte Mordeisen in der Hand, er starrte auf dasselbe hin, seine grauen Haare hingen in sein todtenbleiches Gesicht hinein, seine Augen rollten oft wild, verzweiflungsvoll umher, sein Mund bewegte sich, aber er konnte, gelähmt durch das plötzliche Entsetzen, nur unverständliche Worte hervorbringen.

Die Stube füllte sich mit Menschen nach und nach so sehr, daß selbst auf dem Gang Kopf an Kopf sich befand. Mit scheuen Blicken betrachteten Alle die Leiche, die starr und kalt auf dem Boden dalag, um den Mund noch einen Zug des schmerzhaften Todeskampfes; sie starrten auf den schreckerschütterten André, der wirklich selbst aussah, als sei er der Mörder des alten unglücklichen Weibes.

Nachdem sich die schreckbare Neugierde der Menge nach einiger Zeit gelegt hatte, begann nach und nach ein stilles Aufathmen und ein leises Flüstern, und weil sich die traurige Kunde von Straße zu Straße zog, kamen immer mehrere neugierige Zuschauer und zischelnd theilte man sich das Geheimnißvolle mit.

„Offenbar ermordet," sprach einer der neugierigen Zuschauer zu seinem sich an ihn drängenden Nachbar.

„Sie war so reich," sprach ein Anderer, „seht, noch liegt Gold auf dem Boden umher."

„Der Mörder hat es vergessen," sprach eine ernste Stimme, „er mußte vielleicht fliehen."

„Mein Gott, seht doch den Bildner an, wie der dasteht, seht wie sein Auge funkelt, seht, wie er auf die Leiche starrt, als wollte er sie nochmals ermorden, und das blutige Eisen, was thut er mit dem?" „Das ist die Mordwaffe," sprach eine andere Stimme.

„Er ist ganz von Sinnen," lautete es da, „seht wie er vor Schrecken bleich ist." — So flüsterten Stimmen hin und her.

André hörte und sah es nicht.

Aber stärker und stärker brach es los in dem Volke. Schreckliche Gerüchte wurden ausgesprengt.

„Hast du's auch gehört?" fragte Einer den Andern.

„Was?"

„Ach, der unglückliche André, der Bildner, — „der hat?"

„Kennst du seine alte Haushälterin, du weißt, die reiche Else?"

„Man sagt, sie sei reich."

„Ach, der unglückliche Mann!"

„Was, er hätte —"

„Kein Mensch sonst als er!"

„Gott im Himmel, — hätte sie —"

„Man sagt es."

„Ja, ja," sprach Einer von Denen, die stets bei solchen Ereignissen das Gift der furchtbaren Ver-

läumdung ausstreuen, ja, ja, mit dem André ist's nicht richtig. Es soll sich schon oft verlautet haben, daß er die alte Tante ihres Geldes wegen so sehr plage."

„Jesus, es ist furchtbar," schrie plötzlich eine Stimme unten an der Stiege, „der André hat seine Haushälterin mit dem Schüreisen getödtet!"

Diese Worte, welche auszusprechen bisher keiner gewagt hatte, weil man vor dem Bildner zu viel Achtung hatte und ihn allgemein als den rechtschaffensten Mann kannte, fielen wie ein glühender Zunder auf Pulver.

Manche, die vielleicht dem alten Bildner André von Natur abgeneigt waren, seinen Ruhm beneideten, oder ihn haßten, weil er gut und fromm war, und die selbst die Todte und den verstörten, verzweifelten Bildner sahen, schrieen diese Worte nach, und so schallten sie bald da und dort von der Menge.

„Der André wäre ein Mörder," rief eine Stimme aus dem Haufen, o das wäre schrecklich, bei St. Donat, das wäre ja schrecklich."

„Um des elenden Goldes willen!" schrie es auf einer andern Seite, „das ist nicht zu verzeihen vor Gott und den Menschen."

„Ein Mörder, ein Mörder, André, ein Mörder," erschallte es da und dort aus dem Haufen.

„Kein Mensch kam in das Haus," sprach eine andere Stimme, „ich sehe auf seine Thüre wie in meinen Kamin. Wer hat seine Tochter fortgeschickt?"

„Kein Mensch, kein Mensch, er allein," hieß es wieder. —

Und so ging es. Wie eine feurige Schlange zün- gelte diese Nachricht von Straße zu Straße, und als sie in die Ferne kam, war sie schon so entstellt, daß man den unglücklichen André hätte in Stücke reisen mögen. Kein Mensch dachte jetzt mehr daran, die gu- ten, glänzenden Seiten dieses Mannes ins Licht zu stellen; nur dunkle, schwarze Schatten wurden aufge- tragen, und breiteten sich um seine Seele, um sein Handeln und Wandeln wie Wolken um das klare Bild des Mondes. Scholl auch hie und da eine ver- theidigende Stimme aus der Menge, so verschwand sie unter der Menge der Andern, und sie wurde nicht gehört.

Bis jetzt war der unglückliche André neben der Leiche seiner geliebten Todten gestanden; als er aber das verworrene Getöse hörte von Außen, die Stimme auf der Straße: „André ist ein Mörder!" da fühlte er in diesen Worten die Stimme seines furchtbaren Schick- sals, das blutige Eisen anstarrend, entfiel es seiner Hand und fiel klirrend auf den Boden nieder. Sein Haupt beugte sich auf die Brust von der erschöpfen- den Nachricht solcher Worte im Munde des Volkes, das ihn geachtet, das ihn geliebt, das seiner Kunst Kronen aufsetzte.

Bald aber erhob sich sein Haupt wieder. Sein Auge begegnete nur Gesichtern, welche sich mit Abscheu nach ihm umwandten, er hob seine Hand in die Höhe, an der, ach welcher unglückliche Umstand! etwas Blut klebte, er trat einige Schritte vor, indeß er mit der ei- nen Hand auf die Ermordete deutete, rief er mit starker Stimme: „Wer heißt den André einen Mörder, wer?

Ich schwöre es euch bei Gott dem Rächer dieser Unthat, ich bin unschuldig!"

Sein Auge leuchtete, sein Gesicht flammte, er wendete sich um, und als er wieder die arme Leiche sah, brach sein Herz. — —

„Elisabeth, Elisabeth," sprach er mit verzweiflungsvoller Stimme, „du konntest nimmer reden, als ich dich so fand! O, nur ein Wort, nur ein einziges Wort!" — —

Aber die Todte redete nicht mehr. — Anfänglich war die Menge bei des Greises Worten ergriffen, sie wichen zurück, aber nicht lange, bald sammelte es sich wiederum und brach heftiger los.

„Er hat ihr das Gold genommen," schrie von Ferne eine wilde Stimme, „seht, noch liegt davon auf dem Boden."

„Er hat Blut an den Händen," schrie ein Anderer, wer anders, „und das sicher, ja, ja, er hat es gethan."

„Da kommen sie, sie kommen," schrie Einer, und deutete auf die Straße, von welcher der Nebel etwas gewichen war.

„Wer?" fragte ein Anderer.

„Die Schergen, die Häscher!"

„Platz, Platz, Platz!" schrie Alles durcheinander, als die Häscher mit Hellebarden und Ketten in das Haus und durch die Menge drangen.

Wie gesagt, die traurige Nachricht wurde auch alsbald dem Gerichte angezeigt, und dieses säumte nicht nur, André sogleich verhaften zu lassen, es wurde auch später eine Untersuchung der Leiche angestellt.

Wer, und wäre er auch der Unschuldigste, wie es André war, hätte nicht zittern sollen, wenn die Häscher eindringen, sich des Unschuldigen zu bemächtigen?

André hörte es, er sah sie eindringen mit den Ketten und Waffen, und ein furchtbarer Schrecken durchzuckte seine Seele. Aber er blickte stumm auf diese Menschen. Außen wurde es selbst stille.

Der Anführer stammelte einige Worte. André gab seine Hände ruhig hin. Ach, so machte es ja auch unser großer Meister und Herr, als sie ihn zum Kreuzestode schleppten. War Einer würdig, ihm nachzuahmen, so war es André.

„Bindet mich, bindet mich, tödtet mich, der ich ein Mörder sein sollte," sprach er erschüttert. „Ich bin bereit euch zu folgen!"

Er wandte sich noch um nach der Leiche, die noch immer auf dem Boden lag.

Er schaute sie eine Zeitlang schweigend an, dann kniete er nieder, ein Thränenstrom entschoß seinen Augen, und er sprach: „Meine Leiden beginnen, Elisabeth, sie beginnen! Ich bin bereit, sie zu tragen! Geahnet habe ich sie schon längst!"

„Du hast sie mir auferlegt, Gott und Vater! Lebe wohl, Elisabeth, lebe wohl, o meine Tochter, mein Kind!"

Er konnte vor Schmerz und Erschütterung nicht sprechen! Und siehe, die noch vor Kurzem geschrieen hatten, daß André ein Mörder, trockneten sich jetzt die Augen.

So sind die Menschen, so ist das Volk, seine

Stimme brachte schon manchen Unschuldigen auf das Schaffot, manchen Schuldigen zu Ehren und Ruhm.

André vermochte sich kaum zu erheben, seine Kniee schwankten, seine Stimme zitterte. Ach! die wenigen Sekunden hatten sein ganzes Wesen so erschüttert, daß er um viele Jahre näher dem Grabe gerückt war. Die Häscher, welche den Bildner auch kannten als ein Muster von Frömmigkeit und Tugend, sahen ihn selbst gerührt an. Er setzte sich auf eine Bank; da schrie es aber unten in herzzerreißenden Tönen: „Mein Vater, o mein Vater!"

Mit aufgelösten, fliegenden Haare, bleichem Gesichte, stürzte seine Tochter ihm in die Arme, rufend: „Mein Vater, o mein Vater!"

Diese Scene erschütterte alle Anwesende, am meisten den, den sie anging. Mit den gefesselten Händen umschloß er seine geliebte Tochter und weinte Thränen auf Thränen in ihre schwarzen Locken.

Das Mädchen war selbst wie von Sinnen. Es war gerade, als käme ihr Alles wie im Traume vor. Sie hing wie eine welke Blume in ihres Vaters Armen. Sie raffte sich auf, und was sie nur von ferne gehört hatte, sah sie jetzt in schrecklicher Wahrheit vor sich auf dem Boden liegen. Ohnmächtig sank sie hin, bald jedoch kam sie wieder zu sich und starrte rings um sich.

„Sagt ihr, —" hauchte sie hervor, „— der Vater sei ein Mörder? Ach glaubt es ja nicht! Er ist gut, o gut wie ein Engel! dieses Geld gab sie ihm. Wißt ihr denn nicht, daß mein Vater der Bildhauer André ist?

Wißt ihr denn das nicht mehr, daß ihr ihm die Hände fesselt, und ihn einen Mörder scheltet?"

„Kind, o mein geliebtes Kind," sprach André, „sei ruhig, Gott will es so. Er wird es an das Tageslicht bringen, hier oder dort!"

„O Vater, o Vater!" schrie Maria aus, „wohin gehst du, wohin schleppen sie dich?"

„Wenn es Gott will, muß ich sterben, Kind," sprach, selbst erschüttert bei diesen Worten, der Bildner.

„Sterben!" schrie das unglückliche Mädchen, „sterben, weil du unschuldig bist? O laß mich mit dir!"

Sie hing sich abermal in seine Arme. André aber stand jetzt auf, seine Gestalt hatte sich hochaufgerichtet; er sprach, indem er auf das todte Weib deutete: „begrabt diese ehrlich, ich bitte euch, begrabt sie ehrlich. Thut meinem Kinde nichts zu Leide es ist mein einziges, unglückliches Kind! Sorget für dasselbe, Gott wird's euch vergelten."

Komm, meine Tochter, komm mein Kind — seine Stimme wurde schwach und seine Augen weinten — laß dich segnen, laß Abschied von dir nehmen! Wenn du kannst, so mindere die Schmerzen meiner Banden, so bete für mich, bete für deinen unschuldigen Vater! Lebe wohl, mein Kind, lebe wohl!" Er umschloß sie nochmal; ach! heiß und innig, seine Gestalt beugte sich herab, es schien, als wolle sein Körper, als wolle sein Herz brechen, er wandte noch einen Blick des tiefsten Schmerzes auf die zugedeckte Leiche, auf sein Kind, und schritt von dannen.

Maria war in die Knie gesunken, als sie aber ihren Vater abführen sah, stürzte sie auf und rief: „Laß mich nicht allein, Vater, o mein Vater, laß mich nicht allein!“ Die letzten Worte sprach sie nur so leise; denn es umschleierten sich ihre Sinne und eine Ohnmacht schloß ihre Augen.

Achtes Kapitel.

Auf dem Grabe.

Elisabeth war zur Ruhe gegangen. Ihrer Leiche folgten Viele, viele in stiller Trauer. Und als man heimwärts zog so war auch wieder der Gegenstand des Gespräches die Ermordung dieser Wittwe, und wieder wurde mit Abscheu des unglücklichen André gedacht. —

Ueber die bleichen Hügel strich, wehmüthig säuselnd, der herbstliche Abendwind. Die Strahlen der untersinkenden Sonne beschienen mit einem traurigen Lichte die dunkeln Kreuze, die verwelkten Blumen und Bäume. Auf einem dieser Hügel waren noch kleine Blumen aufgeblüht, noch lag er kahl da, die Erde frisch aufgescharrt und gehäuft. Dortunten schlummerte Elisabeth. Aber auf dem Hügel regte und bewegte es sich, ein Mädchen rang die Hände, ihrem Munde entströmten Klagen sonder Zahl, ihre Augen weinten Thränen, wie sie immer der heißeste Schmerz weinen konnte!

Warum auch sollte Maria, des Bildners unglückliches Kind nicht weinen! Ihre Pflegmutter todt, ihr armer Vater in Ketten und Banden! Das waren harte Schläge für ihr zartfühlendes jugendliches Gemüth.

So plötzlich sich herabgestürzt zu sehen von dem stillen, friedlichen Glücke, in das größte bedauernswürdigste Unglück!

Maria, weinend und klagend auf dem Grabe der geliebten Todten, erhob endlich ihr Haupt. Ihr Antlitz war bleich, ihre Augen vom Weinen geröthet.

„Ach, es dunkelt ja schon," sprach sie mit matter Stimme und wollte sich vom Hügel, auf dem sie geknieet, erheben, aber ihre Kniee brachen zusammen, und sie drohte, umzusinken, da nahmen sie zwei Hände freundlich unter die Arme und richteten sie auf. Erschrocken schaute sich Maria um.

„Ich bins, armes Kind," sprach der Probst von St. Donat, welcher hereingetreten war, „ich bins, fürchte dich nicht."

„Mein Gott!" sprach das Mädchen bei dem Anblicke des Freundes ihres Vaters, und sank weinend und schluchzend an seine Brust.

Der Probst von diesem Vorfalle selbst aufs tiefste erschüttert, konnte sich der Rührung selbst nicht erwehren und auch nicht der Worte, die seinem Munde entschlüpften: „Armes Kind, armes Kind!"

Maria schaute dem ehrwürdigen Herrn mit thränenblassem Gesichte ins Antlitz. Dieser sprach: „Ich war in deinem Hause, Maria!"

„Habt ihr Nachrichten, ehrwürdiger Herr?" fragte mit gespannter Stimme Maria.

„Wenige, gutes Kind," antwortete der Probst, „ich war bei deinem Vater!"

„O Jesus, redet, o redet, ich bitte euch!" flehte in weinender Stimme Maria.

„Was soll ich reden, armes Kind,“ sprach der Probst, „unser Gruß war Thräne und Seufzer, unser Gespräch kurz. Man belauschte uns.“

„O mein Vater!“ jammerte das Kind.

„O traurige That,“ sprach der ehrwürdige Probst, „traurige That! Wie tief kann ein Mensch sinken!“

„So meint ihr, ehrwürdiger Herr,“ sprach das Mädchen, „mein Vater sei ein Mörder? Ach das kann nicht sein!“ Sie fühlte sich verletzt durch des Probst's Worte.

Des Herrn Züge wurden finsterer als je. „Maria,“ sprach er, „Maria, der Mensch könne tief fallen, sagte ich nur, nie und nimmer aber sage und werd' ich sagen, daß dein Vater ein Mörder!“

„O ihr tröstet ein armes, verlassenes Kind,“ sprach Maria, und weinte sich an des Mannes Brust abermal aus.

„Ja, so ist es,“ sprach der Probst, „tief fallen kann der Mensch von der glänzenden Höhe der Tugend in Laster und Verderben! Aber, Kind, was du mir da erzähltest — sie hatte ihn nochmal mit dem ganzen traurigen Vorfalle bekannt gemacht — es ist Gottes Hand dabei. Glaub' es mir!“

„Und was diese über uns verhängt, dem kann man nicht entgehen. Sei getrost aber, Maria, dein Vater ist unschuldig! Mag es hier oder dort ans Tageslicht kommen, Maria, sein Leiden decke Freuden! Aber, Maria, armes Kind —“ des Probstes Stimme wurde leiser — „was mein Herz ahnet, was auch dein unglücklicher Vater ahnet — der Pitte hat dabei die Hand im Spiel. Ich sag es!“

„Ach," seufzte das Mädchen. —

„Ich bedauere dich unendlich, armes, liebes Kind," fuhr der Probst fort, ich bedaure meinen unglücklichen Freund! Ach sein Schicksal hat auch mich tief erschüttert. Stirbt er, sein Freund folgt ihm bald nach."

Bei diesen Worten zuckte Maria erschrocken zusammen, sie bedeckte ihr bleiches Gesicht mit der Hand und weinte ohne Unterlaß.

„Meine Worte erschrecken dich, Maria mein Kind," sprach der ehrwürdige Greis, „o Kind, ich kann dir die Wahrheit der Sache nicht vorenthalten, unser Gericht ist kurz und streng. Maria, schon Mancher ging unschuldig ins Unglück, ja Kind, in den Tod! Werde nicht bleich, besser, so es inne werden, als wenn dich der schreckensvolle Schlag plötzlich zerschmettern würde, du kannst so, was kommt, gefaßter ertragen."

„Ach, so meinet ihr ehrwürdiger Herr, es könnte so gehen? Gott im Himmel!" seufzte Maria.

„Laß Gott walten, bestes Kind," entgegnete der Probst, „laß Gott walten, hat ers verhängt, so **muß** es geschehen, wo nicht, so kommts ans Tageslicht, wer der gesunkene Thäter."

Beide schwiegen jetzt eine Weile, indem der Probst sich das graue Haar von der Stirne strich und traurig selbst auf das frische Grab blickte. Dann ergriff er des Mädchens Hand, und sprach mit sanfter, mitleidkundender Stimme: „Maria ich will dich nicht weicher stimmen. Du hast selbst viel gelitten, dein jugendliches Gemüth traf ein harter Schlag, er wird sich zeitlebens in deiner Seele eingraben und nimmer erlöschen."

„Wenn ich ewig auf der Erde lebe, nicht," sprach Maria.

„So höre, was dir der Freund deines Vaters sagt, Maria. Du bist auch verlassen, armes Kind, die Menschen sehen dich als die Tochter eines Mörders an, selbst die, welchen früher dein Vater gutes that. Ach, sie würden dich verabscheuen, dich die ganze Schwere ihrer harten Herzen fühlen lassen So ziehe mit mir, Maria," sprach der ehrwürdige Herr mit sanfter Stimme, „ziehe in mein Haus, und bis dein Vater aus Kerker und Banden erlöst, will ich dein Vater sein in Liebe und Güte."

„Warum sollte ich nicht mit heißem Danke annehmen, was ihr mir anbietet, ehrwürdiger Herr?" sprach mit sanfter Stimme Maria, „was ihr saget, ist mir Befehl."

„Das nicht Maria, das nicht," sprach der Probst, nachdem sich Maria noch länger in Dankesworten ihr Gemüth ergossen hatte, „aber sorgen will ich für dich, wie der Nährvater für unsern Heiland und Erlöser sorgte. Amen."

Maria kniete nochmal auf den Hügel und betete und weinte heiß. Dann nahm sie der Probst an der Hand, und führte das vor Frost zitternde Kind in seine Wohnung.

Ueber die Gräber strich der Nachtwind leise und düster. Ein Mondstrahl schaute durch die entlaubten Flieder und flog mit bleichem Schimmer um die schwarzen Kreuze und Steine.

Neuntes Kapitel.

Das Verhör.

Die Gerechtigkeitspflege in den damaligen Jahren war eine ganz andere, als jetzt. Nicht mit Unrecht bemerkte der ehrwürdige Probst von St. Donat, sie sei kurz und streng. Dem Gerichte standen damals ganz andere, furchtbarere Mittel zu Gebote, Geständnisse, selbst bei Unschuldigen zu erpressen, durch das furchtbarste Marterwerkzeug, die Folter.

Man richtete nach dem Scheine, gerade wie sich die Dinge ereigneten, ohne den Thaten genauer auf den Grund zu sehen, und so mußte es leider gar oft geschehen, daß der Unschuldigste oft die größten Qualen, oft den Tod erleiden mußte. Es ist ja bekannt, daß die Unschuld in stummem Dulden ihre ganze Hoffnung auf Gott und seine Vorsehung setzt, während der Lasterhafte mit frechem Trotz sich aus den Schlingen seiner Thaten zu winden sucht und oft dadurch einen traurigen, bedauernswürdigen Sieg davon trägt. —

Der Tod Elisabeths hatte in ganz Brügge ein großes Staunen erregt, und Gerüchte aller Art wurden ausgesprengt, über die Art und Weise desselben.

Der Tag des ersten Verhörs mit André nahte heran. Eine große Menge Volkes strömte dem Gerichtssaale zu, zu hören wie sich das traurige Räthsel lösen werde.

Ein trüber, kalter Morgen breitete sich über Brügge aus, als der unglückliche André aus seinem Gefängnisse nach dem Gerichtssale geführt wurde. Seine Hände waren mit Ketten belastet, die bei jedem Tritte dumpf klirrten. Aber wie, theure Jugend, ist dieses André, ist dieses André der Bildner? — Seine Wangen sind eingefallen, sein Auge liegt matt und traurig in seiner Höhle, seine noch mehr ergrauten Haare hängen wild und verworren um seine Stirne. Sein Gang ist matt und kraftlos, als wolle er jeden Schritt in's Grab thun. Wo ist der wohlwollende, freundlich ernste Blick, der früher durch des Künstlers Auge strahlte? Ach! er ist verschwunden, der Schmerz einer verkannten Unschuld leuchtet tief an die Seele sprechend, aus demselben! Es ist André, der Bildner; aber sein Herz schlägt matt, sein Auge öffnet sich in tiefem Schmerze! —

Er trat in den Saal ein. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, aller Athem stockte in der Brust, als er eintrat. Aber die, welche den ehrlichen, frommen, menschenfreundlichen Bildner kannten, welche stille im Herzen von seiner Unschuld überzeugt waren, diese zerdrückten eine Thräne im Auge und gingen von dannen.

„Armer Mann, armer Mann!" hörte man hie und da erschallen.

Die Richter saßen um die schwarz behangene Tafel, schwarz angezogen ein furchtbar ernster Anblick. Das

Herz eines Lasterhaften, eines Missethäters hätte bei einem solchen Anblicke schon erzittern müssen. André zitterte nicht, er setzte sich auf die Verbrecherbank mit stiller Ruhe; er schlug das kummerschwere Auge auf und ließ es, obgleich es matt und schwer zusinken wollte, über die staunende Menge hingleiten. Dann neigte er das Haupt auf die Brust, faltete seine Hände und sprach leise, doch so, daß es einigen Umstehenden nicht entging: „Herr und Gott, dein Wille geschehe! sie haben dich auch zum Richterstuhle geschleppt, dein Wille geschehe!"

Schweigend sahen einander die Umstehenden an, da ertönte ein Zeichen mit der Glocke und Alles versank in lautloses Schweigen. —

Hierauf sprach der erste Richter mit lauter, feierlicher Stimme, daß es Allen schaurig ans Herz schlug: „Bildner André, ihr seid angeklagt, eure Haushälterin Elisabeth ermordet zu haben. Ein großer Verdacht ruht auf euch, größer noch und stärker durch die stattgefundenen Anzeichen und Beweise."

André erhob sich vom Sitze, er erhob sein Haupt und sprach mit hörbarer Stimme: „Ich weiß es."

„Wollet ihr," sprach der Richter weiter, „eingestehen, daß ihr der wirkliche Mörder dieser Wittfrau seid?"

Auf André machten diese Worte einen tiefen Eindruck und Mancher hätte seine erschütterte Bewegung für einen Beweis seiner Schuld ansehen können.

André sammelte sich und sprach mit fester Stimme: „So wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde, ich bin unschuldig!"

Es trat jetzt eine kleine Pause ein, während dem der

Vorsitzer ein Mann mit strengen Zügen und dunkeln Blicke den Bildner scharf ansah.

„Die Aussagen sprechen gegen euch," begann der Richter wieder.

„Nur gegen den Mörder," antwortete André, „dem Gott seine Greuelthat verzeihen möge!"

„Wünsche und Betheuerungen helfen hier Nichts," sprach der Richter, „hier spricht die traurige That."

„Herr!" entgegnete André, „ich bitte, mich erzählen zu lassen mit eigenem Munde, wie sich Alles begeben." —

Und er erzählte in einfacher, an jedes Herz sprechender Weise, was wir schon im vorigen Kapitel erfahren haben.

Als er geendet hatte, ohne im Geringsten in seiner Erzählung auf Abwege gerathen zu sein, senkte er sein Haupt auf die Brust und sprach nur noch: „Bin ich nicht schuldig, so laßt mich frei, bin ich's, gehen die Worte des allbekannten Bildners von Brügge an taube Ohren, so richtet mich."

Nach dieser Rede, bei welcher kein Herz ungerührt blieb, entstand eine kleine Pause und selbst die Richter schienen etwas verblüfft zu sein. Jedoch nahm der Oberrichter alsbald seine kalte, besonnene Miene wieder an, klingelte Stillschweigen und sprach dann: „Wenn sich Alles so verhielte, so könntet ihr ohne Kette und Bande von dannen gehen. Aber es ist bekannt, daß oft der Verbrecher seine That in den Mantel der Unschuld verstecken, daß er dadurch das Mitleid der Richter und des Volkes erflehen will. Es geht nicht."

Die Feder des Schreibers fuhr auf dem todten Pergamente hin, während dem der Richter weiter sprach:

„Wir haben Zeugen, daß kein fremder Mensch jenen Morgen in euer Haus kam.“

Und ein Zeuge trat auf, und behauptete dieses fest und standhaft.

Ueber André's Gesicht flog ein mitleidvolles Lächeln, bei dem Anblicke des Zeugen. Er war auf André schon längere Zeit wegen einer kleinen Feindseligkeit ergrimmt.

„Mensch,“ sprach er dann mit ernster Stimme „Mensch, du sollst nicht falsches Zeugniß geben, heißt es in den Geboten, deren Nichtachtung ewige Folgen hat. Bedenke es!“

Der Zeuge konnte den ernsten Blick des Angeklagten nicht ertragen.

„Erinnert euch,“ fuhr André fort, „daß an jenem Morgen ein so dichter Nebel über den Straßen lag, daß man einander eben so wenig sah, als in der dunkelsten Nacht.“

Der Schreiber bemerkte es.

Der Richter sprach nach einer kleinen Pause weiter, indem er alle Umstände genau berührte: „Woher kam das viele Geld, welches auf dem Boden umherlag?“

André erzählte wieder, woher und auf welche Weise er dasselbe erhalten.

„Die Wittfrau, eure Haushälterin stand nach der Aussage euerer Nachbaren nicht im Rufe der Freigebigkeit.“

„Es war ja kein Geschenk, Herr Richter,“ bemerkte André mit verächtlichem Stolze, „es war ja kein Ge-

schenk, nur ein Anlehen. Ich habe Geschenke der Art nicht nöthig."

„Die Kasse war gewaltsam erbrochen," fuhr der Richter fort.

„Das kann sein," bemerkte André, „ich wußte ihre Kasse nicht." Bei diesen Fragen des Richters durchzuckte den unglücklichen André ein gar schmerzhafter Gedanke, und er sprach leise zu sich selbst: „Pitte, Pitte, deine Hand ist furchtbar."

„Warum hobet ihr das Werkzeug ihres Todes mit so schrecklicher Geberde in die Höhe, und ließet es erschüttert sinken als man euch als den Thäter nannte?" fragte weiter der Richter.

In André schien die Frage grauenvolle Vergangenheit lebhaft aufzudämmern. Einen Blick des tiefsten Schmerzes warf er auf den schonungslosen Richter, dann sprach er mit gleichsam bittender Stimme: „Gott und Vater! Wollt ihr Richter mit solchen Fragen den Gemarterten das Herz brechen? Verschont mich mit diesen, ich bitte euch; Elisabeth war meine Schwester, war die Mutter meines einzigen Kindes!"

„Es muß sein," sprach kalt der Richter.

„Vernehmt es denn," sprach André mit erschütternder Stimme, „Entsetzen fesselte meine Zunge, als ich den grauenhaften Anblick sah. Ich hob das Werkzeug des Todes auf, ich hätte in diesem Augenblicke dem Mörder selbst die verruchte Hand zerschmettern können, die diese That verübte. Wisset es und verschonet mich jetzt, jedes Wort, das mich an jene That erinnert, an jene Augenblicke, ist ein Dolch in mein Herz, ihr tödtet mich mit Waffen, so mehr schneiden, als Gift und

Dolch! Wisset, daß mein Kind, mein einziges Kind, aus dem ein unschuldsvoller, frommer Engel spricht, schrie, als sie mich banden:

„„Laßt ihn, er ist unschuldig!““ Höret die Stimme des Engels, oder schweiget!“

So riß das eigene Gefühl des Rechts André in Worte dahin. Doch die Richter hatten Herzen von Stein. —

„Ihr fallet in euer altes Jammern zurück,“ bemerkte der Richter, „und auf solche Weise kommen wir nicht zum Ziele. Ich frage euch daher wiederholt: seid ihr der Thäter?“

„Im Namen Gottes, Nein!“ sprach André mit lauter feierlicher Stimme.

„Bedenket es wohl,“ sprach der Richter „wir haben furchtbare Mittel, Geständnisse zu erwecken.“

„Ich weiß es,“ sprach André mit unerschütterlicher Ruhe.

Die Richter sahen einander schweigend an, man sah es ihnen wohl an, daß dieses ein Fall war, der ihnen noch nie vorgekommen; jedoch schien auf manches Gesicht ein leiser Strahl des Mitleids aufzudämmern. Nur der Oberrichter, man hätte meinen können, er sei aus einem Felsensteine zum Hohne der ganzen Menschheit geschnitzt, blieb kalt und herzlos. Er hatte kein Herz. So kreuzten sich Frage und Antwort hin und her, so wurde des unschuldigen Bildners Herz mit tausend Wortdolchen durchstochen.

Ach! die Hand der Rache war hier im Spiele. Meinst du, Leser, Jakob van de Pitte werde ruhelos die Hände in den Schooß gelegt haben? Nein, nein, nein!

Was er nur immer über des Bildners Lebenswandel Mißfälliges erfahren konnte, schrieb er an die Tafel seines schwarzen Herzens, es seiner Zeit der Welt zu geben. Aber ein Anderer schrieb es in das ewige Schuldbuch, das nimmer auch getilgt werden kann! — Er spielte hierin eine Rolle, die erbarmenswürdig für sein ewiges Seelenheil war. Nacht und Nebel haben seine That verhüllt, verhüllt in einen unzerreißbaren Schleier. Ob er es so wollte, oder ob es der Böse so wollte, ist uns nicht bekannt; aber als er hörte, daß Andrés Haushälterin todt, als man André den Thäter nannte, da zuckte es in seinem Herzen auf wie feurige Freudenflammen und er sprach: „Du mußt nun zu Grunde gehen, André!“ O, es ist mehr, als wenn er diesen mit seinem Dolche durchbohrt hätte. Seinen falschen Einflüsterungen gelang es leider, Verdacht auf Verdacht auf den Unschuldigen zu werfen.

Er wußte wohl, wo er hinaus wollte, sein furchtbarer, unternehmender Stolz und Ehrgeiz, seine Rache bauten sich schon im Voraus glänzende Siegeskronen seines Ruhmes auf des Todten Hügel. Wie schrecklich benützte er sein sich Emporschwingen! Sein aufkeimender Ruhm war wie ein blühender Baum, an welchem hinter Blüthen verborgen, spitze Dornen schmerzlich verwundeten!

Wer ahnte nun auch im geringsten, daß Pitte der Thäter sei! Wer ahnete, daß, wenn der Bösewicht durch die Straßen schritt, hier des armen Bildners Verderben vorüberschreite! In seinem Stolze verbarg er seinen Haß, in seinem Stolze verbarg er seine Rache. Schrecklicher Mensch!

Ja, er trieb sein freches Spiel noch weiter. Als er die Richter durch stilles Einflüstern ganz auf seine Seite gebracht hatte, und hinter scheinbarem Bedauerniß mit André seine Bosheit wohlweislich verbarg, als er sogar zu verstehen gab André könnte unschuldig sein, jedoch verlaute diese und jene ungünstige Nachricht schlimm für ihn, forderten ihn die Richter auf selbst öffentlich als Zeuge in die Schranken zu treten. Der Plan war schlau angelegt, er ging durch.

Als aber der arme André Jakob van de Pitte gegen sich kommen, vor sich stehen sah, sprach er mit trostloser Stimme: „meine Stunden sind gezählt, Herr und Gott! Gegen mich zeugen Sünder und Missethäter! hast du es so verhängt, so geschehe dein Wille.“

Und Pitte mit stolzer Frechheit sprach Dinge aus, die nur mit der berechnetsten teuflischen Klugheit André's Untergang herbeiführen mußten. André hätte mit der Kraft seiner Unschuld des Sünders furchtbare Larve ihm von der Seele reißen können; er that es nicht.

Einen Blick des tiefsten Mitleids warf er auf den gesunkenen Pitte, der deutlich sagte: „Was that ich dir?“ und den auch Pitte gar wohl verstand; denn er hütete sich sehr, den Blicken des Gefangenen zu begegnen. André war ein Christ!

Das Bild Jesu schwebte ihm licht und glänzend vor der traurigen Seele. Es hielt ihn aufrecht, es stärkte ihn. —

Auch gegen unsern Herrn und Heiland traten falsche Zeugen auf. Er war stille, er war ruhig. O, schönes Bild, armer, unglücklicher André, dem du nachstrebst, in Glaube und Hoffnung und stiller Duldung!

Getrost, er führt dich von hinnen, in ein Land, wo dir dein heiliges Vorbild die Krone der Vergeltung aufs Haupt setzt! —

André ahnete wohl sein Schicksal, er ahnete es mit ganzer Seele; aber er ahnete auch, nein, er wußte, was ihm jenseits harre.

Das Verhör ging seinen stillen, furchtbar ernsten Gang. Auch André fühlte die Qualen der fürchterlichen Marterwerkzeuge. Er murrte nicht, er weinte nicht!

Als es aber Pitte vernahm, wollte er vor Wuth bersten; dann aber stützte er seinen Kopf in die hohle Hand und es zogen auch durch seine lasterhafte Seele schwarze Besorgniße empor, und die Furcht davon war, daß er auf's Neue nachsann, ja bald, recht bald, André von hinnen zu bringen.

Zehntes Kapitel.

Das Urtheil.

Tag an Tag strich vorüber, für den Dulder Jahr an Jahr, für den, dessen Herz in Haß und Rache brannte, eine Ewigkeit. Und der Haß ruhte nicht, die Rache ruhte nicht, sie arbeitete in Pitte fort, wie eine um sich greifende Krankheit, und verwickelte den im Gefängnisse Duldenden tiefer und tiefer in drohendes Unglück. Oft schon war er vor dem ernsten Richter gestanden, er hatte vieles gelitten, er hatte die Qualen der Tortur überstanden und immer sprach er: „Ich bin unschuldig." Man kannte den armen Meister kaum mehr, so sehr war vom Schmerz der Körper und die Seele zernichtet, und seine Freunde, wenn sie ihn sahen, wandten weinend ihr Gesicht von demselben.

Ich muß dem Leser in diesem Kapitel eine sehr traurige Gruppe vor die Seele führen.

In einem dunkeln Gemache saß, mit Ketten an Händen und Füßen auf elendem Stuhle, André. Von außen fiel ein schwacher Morgensonnenschimmer in das Gemach, und beleuchtete sein Gesicht mit einem bleichen Lichte, so daß es war, als falle ein Strahl auf das erblaßte Gesicht eines Todten.

Zu seinen Füßen kniete, die gefesselten Hände mit den ihrigen umspannend, bleich, mit aufgelöstem Haare, seine Tochter Maria. Das Mädchen hatte keine Seufzer und keine Thränen mehr, ihr Schmerz war größer, als daß er sich hätte Luft aus der Seele machen können.

Seitwärts stand, eine tiefe Erschütterung auf seinem Gesichte zeigend, der ehrwürdige Probst von St. Donat, André's viel erprobter, treuer Freund. Er rang oft die Hände, schaute empor und rief jammernd aus: o Gott, o Gott, **so** mußte es kommen! Es ist ja nicht möglich!"

Die Dunkelheit dieser Worte soll dem Leser bald enthüllet werden.

André erhob sich von seinem Sitze, er lehnte sein bleiches Kind sanft bei Seite, schritt auf den Probst zu, ergriff seine Hände und sprach mit tiefergriffener Stimme: „Freund, theurer Freund! Wenn ich nicht mehr lebe, seid Vater meines einzigen Kindes, wie ihr es bisher waret. Ich bitte euch nur um dieses!"

Der ehrwürdige Probst, vergebens bemüht seine tiefe Rührung länger zu verbergen, umschloß den armen Gefangenen, und drückte ihn an's Herz, sprechend: „Ich will es, bester André, ich schwöre es euch! Ach, euer Tod!"

„Ihr umschlosset keinen Mörder, sprach André mit sanfter Stimme, „ja, ihr thatet es nicht, ehrwürdiger Freund."

„Eure Unschuld steht in eurem Auge," bemerkte der Probst, „sie steht darin, bis es auf dem Schaffote bricht."

Maria zuckte bei diesen letzten Worten auf, stürzte ihrem Vater an die Brust und schrie: „O Jesus, Vater, mußt nicht sterben! O lebe, o sterbe nicht!“

„Kind, es muß sein,“ sprach André mit väterlicher Wärme, aber auch tiefer Ergebung, „es muß sein, die Richter haben es beschlossen.“

„Ja sie haben es beschlossen,“ fiel hier der Probst ein, „ja, ja, ihr Gericht ist kurz und streng! O André, was mußtet ihr dulden?“

„Alles für jenseits,“ sprach André, und heftete einen so innigen Blick nach dem Himmel, daß man meinte, es wolle ihn jetzt schon hinauf ziehen aus Ketten und Banden, in's himmlische Land.

Maria war ohnmächtig hingesunken, und da André an den Händen gefesselt war, konnte er sie nicht empor heben, deßhalb that es der ehrwürdige Probst. Er hob sie auf und sprach in seiner gewohnten Sanftmuth: „Junges Leben, ach, warum mußt du auch leiden? So wenig Jahre du zählst, so vielfache Schmerzen haben schon dein Herz durchbohrt. Es ist die Kindesliebe, die tiefe, reinste Kindesliebe und ihr Schmerz!“

André benetzte der Tochter Locken mit Thränen und sprach, als sie das Auge wieder aufschlug: „Kind, liebstes Kind! Tröste dich! Siehe, du hast ja da einen Vater, einen lieben, guten Vater, auch wenn ich nicht mehr unter den Lebenden wandle. Der ehrwürdige Probst wird für dich sorgen, so lange du lebst. Weine nicht immer, deine Augen erblinden sonst. Ich gehe ja dorthin, wo deine Mutter, und wo Elisabeth ist. Wenn ich einst todt, wird der Bildner André kein

Mörder mehr genannt werden, man wird ihn vergessen; aber Gott soll, Gott wird die Missethat enthüllen!"

„O Vater, unglücklicher Vater!" jammerte Maria! „ist es nicht ein Traum von mir, o sage es, mußt du sterben?"

„Es ist kein Traum, Kind," sprach der Vater, „es ist Wahrheit, die lautere, reinste Wahrheit. Ich muß sterben! Ich verzeihe dem, so mich verleumdet, ich verzeihe dem, so mich richtet, ich verzeihe Allen. Möge mir auch Gott gnädig sein." Das Mädchen sank an sein Herz, dann sprach André weiter: „Du hast mich also nicht mehr lange, theures Kind, du hast mich nicht mehr lange! Bald wird mein Rumpf auf ungeweihter Erde begraben sein. Ach, auch diese Schmach!"

„Vater, Vater," sprach Maria, „wenn ich die Richter anflehe, wenn ich ihnen zu Füßen falle, und sie bitte, dir das Leben zu schenken, meinst du nicht, daß sie es thun?"

„Thue das nicht, bestes Kind," sprach André mit gebrochener Stimme, „thue das nicht, der alte Bildner hat genug auf der Erde ausgestanden, er geht jetzt in seine Heimath. Sie haben mein Herz gebrochen, sie haben meine Glieder, meinen Leib gemartert! Was soll ich noch hier thun? Soll ich im Kerker vermodern, soll ich hier sterben? Sie gäben mir ja doch die Freiheit nicht, Maria, ich möchte sie ja nicht mehr. Thue das nicht, Maria! Du hast einen Vater, bete nur für mich!"

„O wenn du das Leben erhieltest," rief das Mädchen aus, „ich würde Tag und Nacht bei dir im Kerker sein, ich würde dich pflegen und lieben wie

nur ein Kind seinen Vater lieben kann. Ich würde deine Ketten tragen, und deine Leiden, könnte ich es."

„Du würdest nur mein langsames Hinsterben sehen, gutes Kind," sprach der Bildner, „es könnte dich nur mehr und mehr schmerzen, und du würdest dann bei des Vaters Klagen fühllos bleiben!"

„Vater, o Vater, wie redet ihr?" sprach das erglühte Mädchen, o ihr wißt es nicht, ich möchte euer Engel sein!" Sie fiel ihm so stürmisch um den Hals, daß sie ihn fast erdrückt hätte." —

Der Probst von St. Donat war bisher in traurigem Sinnen im Kerker auf- und abgeschritten, er schien mit irgend einem Entschlusse zu kämpfen. Jetzt trat er schnell auf André zu, ergriff seine Hand und sprach: „Es muß sein, ja es muß sein, unglücklicher Freund. Sie sollen euch das Leben schenken, sie sollen euch frei lassen!"

André lächelte mit eigener Miene und sprach dann gerührt von seines Freundes Worten: „Ich sagte es schon, ehrwürdiger Freund, laßt mich sterben. Ich habe nichts mehr auf der Welt zu thun."

Es lag in diesen Worten des unglücklichen Bildners ein so tiefer Schmerz, daß des Probstes Herz sich mit neuer Wehmuth füllte. Gleichsam alle überstandenen Leiden und Plagen lagen in diesen Worten, aber auch die fromme, tiefe Sehnsucht bald erlöst zu sein von der Erde, die ihm nie mehr Freude und Glück bringen konnte.

„Nein, nein, armer Meister," sprach der Probst, „es soll nicht geschehen. Ich will alle meine Kräfte aufbieten es zu verhindern. Ich will meine Bitte mit

der eures Kindes vereinigen, ich will den Richtern an's Herz sprechen, wie noch Keiner, ich will meinen angesehenen Freunden — —"

„Ich hatte auch solche," fiel ihm hier mit schmerzlicher Erinnerung der Meister in das Wort, nun habe ich keinen mehr, als euch, theurer Herr!"

„Jetzt werde ich ihre schlafenden Herzen aufschütteln," entgegnete der Probst, „ich werde eure Unschuld vor ihre Seele führen, sie sollen ihre Bitten mit den meinigen theilen."

„O sie werden kalt bleiben," sprach der Meister, „sie werden euch nicht hören. Laßt es, ich danke euch, verehrtester Herr und Freund, o laßt mich zur Ruhe gehen. Ihr wißt, nach langem Tagewerk, nach schmerzhaften Stunden ist der Schlaf süß und sanft. Ich werde bald gut schlafen. Laßt mich nun, ich bitte euch, laßt mich immer zur Ruhe gehen. Es ist den Bösen gelungen, mich zu verdammen, sie feiern ihren Sieg in meinem Untergang. Laßt ihr mich einen schönern Sieg jenseits feiern, mein Herr und Freund!"

Welche Unschuld, welche Reinheit der Seele lag in diesen Worten! Wie sehr sehnte sich der verkannte, gepeinigte Meister nach seinem Tode! Wie sehr ahnete er aber auch, woher ihn dieser letzte, dieser schmerzlichste Schlag getroffen.

„O Mann der Leiden!" sprach der ehrwürdige Geistliche, „o Mann der Leiden! Ja, ich sehe es, euer Herz ist satt des Erdenlebens. Aber wie — fuhr er freudiger nun fort — „wenn es euch vergönnt wäre, noch vor eurem Tode ein Kunstwerk zu verfertigen, das bis in spätern Jahrhunderten erzählen würde von

dem unglücklichen Bildner in Brügge. Wie dann, verehrter Meister?“

Der Gefangene hob den Kopf etwas in die Höhe. In seinen Augen glühte das alte künstlerische Feuer, aber seine Geberden waren ernsthaft.

„Meine Kraft hat mich verlassen,“ sprach er traurig, und der Glanz seines Auges erlosch, „aber, sie haben mir meine Kraft genommen. Wenn mir der liebe Gott nicht beistehen würde, ich vermöchte nichts mehr.“

Der ehrwürdige Probst sah wohl ein, daß dieser Gedanke selbst noch einmal die Lebenslust des Gefangenen geweckt habe. Darauf nun baute er seine Hoffnung, daß dem Gefangenen das Leben geschenkt würde, wo nicht, so lange er auf Erden, doch so lange, bis Gott vielleicht den Sünder aufdecken würde. Aber er wollte von diesem nicht länger reden, obgleich er ahnte, daß man seine Bitte gewiß erfüllen würde.

Als der Probst sah, daß sich André gegen seine Tochter wendete, ging er in einen dunklen Theil des Kerkers, hob seine Hände auf und sprach, indem er zum Himmel blickte: „Herr und Vater, o erhöre meine Bitte! Laß mir's gelingen, was ich vorhabe. Ewig will ich dich loben und preisen, Amen.“

Nach diesen Worten trat er wieder vor, ohne von André bemerkt worden zu sein, was er gethan; denn dieser umschloß wieder mit den gefesselten Händen sanft sein Kind.

Die Sonne stand jetzt gerade so, daß man die ganze, volle Scheibe durch das Fenster des Gemaches erblicken konnte.

André deutete hierauf mit einem Blicke auf seine Tochter, und sprach: „Maria, sieh, wenn sie noch sechsmal so hervorkommt, o dann bete für mich! dann gehe ich fort. Aber weine dann nicht! Hörst du's? Ich gehe, hoffe ich mit Gott, dorthin, wo ich den süßen Lohn meiner Erdeplagen empfange! O könnte ich dich mit mir nehmen, liebstes Kind! Doch, du hast es gut hierunten, und dein Vater — er deutete auf den Probst — wird dich lieben und pflegen."

André's Herz erschloß sich ganz in väterlicher Liebe und Sanftmuth. Es war ihm gerade, als trete er eine große, weite Reise an, dessen Ziel ein schönes, ewiggrünes Land war. Es war ihm nun als habe er alle seine Lieben um sich versammelt, Abschied von ihnen zu nehmen, aber keinen schmerzhaften Abschied, sondern einen Abschied, dessen Wiedersehen froh und heiterer ist als auf Erden. Je länger er weiter nachdachte, daß er bald von der Erde scheiden müsse, desto süßere Ruhe kam in sein Herz. Und hüllte es sich auch hie und da wieder ins Dunkel der Schmerzen, ob der verkannten Unschuld, ob seiner Erdenplage, ob dem schmachvollen Tode; die himmlische Hoffnung überflügelte Alles, und er sprach mit begeistertem Blicke aber ganz leise: „O mein Gott, mein guter Gott, du wirst den Verkannten aufnehmen in dein ewiges, schönes Reich!" — —

Stunde an Stunde rann vorüber in dem dunkeln Gemache. In des ehrwürdigen Probstes Seele wechselten Trauer und Freude, während Maria nur Schmerz war, Trauer in seinem Herzen, wenn er an das Schicksal seines unglücklichen Freundes dachte, Freude,

wenn das verwirklichte Bild seiner Hoffnung aufstieg, oder auch, wenn er die sich mehr und mehr gestaltende Ruhe und Verklärung des Meisters sah, als schmeckte er schon die Freude des Himmels.

Man konnte sich nicht trennen, so sehr hielt Jeden Liebe und Schmerz zurück. Und als man sich endlich umarmt hatte — nicht die letzte — ergriff der Probst schnell Mariens Rechte und führte sie hinaus, dem Gefangenen den himmlischen Segen gebend.

Eilftes Kapitel.

Ein Hoffnungsstrahl.

Mit unermüdeter Thätigkeit, die aus der reinsten Liebe seines Herzens gegen den Bildner und seine Tochter entsprang, arbeitete der ehrwürdige Probst von St. Donat an Umänderung oder Zurücknahme des Todesurtheils. Daß dieses bereits von den Richtern gegen den Bildner ausgesprochen wurde, ist ja im Vorigen hinlänglich bekannt worden.

Dieses Urtheil hatte in ganz Brügge ein großes Aufsehen erregt. Einige sahen es an als gerechte Vergeltung für die Missethat des Bildners, Andere aber sahen in demselben, wie wir schon früher hörten, das strenge, aber oberflächliche Walten der Richter. André selbst aber in seinem frommen Gemüthe sah die ganze Leidensgeschichte als von der heiligen Vorsehung verhängt an, und deßwegen entschlüpfte seinem Munde auch keine Klage, kein Vorwurf gegen die Richter der Erde. Seine einzige Sehnsucht war nun nach dem Jenseits.

Der Probst von St. Donat hingegen, der wohl auch nicht mit Unrecht vermuthete, woher die ganze schauerliche Begebenheit sich entwickelt haben möge, daß sie ein

Höllengespinnst des boshaften in Stolz und Genuß schwelgenden Pitte sei; trug den festesten Gedanken in seiner Seele herum, daß die heilige Vorsehung den Thäter gewiß nicht unentdeckt lasse, und daß sein Verbrechen schon hierunten an den Tag kommen müsse. Deßwegen meinte er auch mit vollem Rechte sei das Gericht zu schnell und streng und eine längere Verzögerung des Urtheils könnte nur von den besten Folgen sein. Hatte der tiefsehende Herr doch gleich bemerkt, daß sein an den unglücklichen Freund gerichtetes Wort wegen Verfertigung eines unsterblichen Werkes das Feuer in seinen Augen hob; obgleich der Glanz des Künstlers bald erlosch und ihm den Tag des Erdelebens wie einen Heimwehgequälten vorkamen. Das erste also, was unser Probst that war, daß er zu den Richtern ging, und sie beschwor, um Gotteswillen das harte Urtheil zurückzunehmen. Die Zeit war kurz, sechs Sonnen noch und des verkannten Dulders Haupt mußte vom Rumpfe fallen; deßhalb gönnte sich der unermüdete Geistliche Tag und Nacht keine Ruhe. Und er durfte gewiß hoffen, daß er Etwas auswirke. Und Maria, das edle Mädchen, was that diese nicht? Ihre Thränen fielen zu den Füßen der Richter, ihre Seufzer tönten an ihre Herzen; aber sie waren hart wie Stein, diese Menschen, und kannten kein Mitleid. Das empfand auch der Probst, und vor allem mußte er davon abstehen, seine Bitte dahin ergehen zu lassen, daß dem Bildner das Leben geschenkt würde. Der Buchstabe des Gesetzes könne nicht verletzt, das Urtheil nicht zurückgenommen werden. Wie schnitt dieses dem eifrigen Freunde durch die Seele! Wie dauerte ihn das arme Mädchen!

Die Stunden rannen vorüber, es war als ginge die Zeit auf ihren Flügeln flüchtiger vorüber, als sonst, als wolle auch sie den Tod eines Edeln beschleunigen. Schon waren vier Tage vorüber, auch hatte die Sonne des fünften Tages ihre Mittagsbahn erreicht. Da kam der Probst nach Hause. Seine Züge hatten den trauernden, etwas schwermüthigen Anstrich verloren und es glänzte aus seinen Augen eine innere Freude.

Er traf Maria, wie sie, schwarzgekleidet ihre Locken um das blasse Antlitz wallend vor einem Crucifixe seines Zimmers kniete, und zu Gott flehte, er möchte die Herzen der Richter erweichen. Schon lange hatte sie gebetet, ehe der Probst eintrat, und auch jetzt noch betete sie fort, weil sie ihres Nährvaters Eintritt in ihrem frommen Schmerzensgebet nicht gehört hatte. Der Probst blieb unbeweglich stehen, und schaute auf das hingesunkene, liebliche Geschöpf deren Brust sich hob in Schmerz und Leid. Er hörte die Worte aus ihrem Munde, welche sie gegen Gott sprach: „Und sollte er sterben müssen von Henkers Hand, o mein Gott, mein erbarmungsvoller Gott, o so laß sein Kind auch mit ihm gehen, laß mich mit meinem Vater sterben."

Wie damals auf dem Gottesacker, trat der Probst stille hinter das Mädchen; jedoch, bei einem kleinen Geräusch das er machte, fuhr sie auf und sah gerade in das freudige Gesicht ihres Nährvaters.

„Ach, mein theurer Nährvater," so hieß sie den Probst immer, und sank ihm schluchzend in die Arme.

Der Probst drückte sie an sein Herz und sprach: „Maria, bist du bereit mit mir zu deinem Vater zu gehen?"

„Ich wartete auf euch," sprach Maria, sich erhebend aus des Probstes Armen, „alleine darf ich ja nicht hin."

„So komme," sprach der Probst, und zog sie eilig aus dem Zimmer.

„Habt ihr Nachrichten?" fragte unterweges das Mädchen bei des Herrn Eile, „o enthaltet mir keine frohe Botschaft. Ich sehe es euch an."

„Maria, nur Geduld," entgegnete der Probst, „gedulde dich, es ist leichter Schimmer, Gott hats gelenkt."

Trotz seines Alters beschleunigte er seine Schritte, und so befanden sie sich bald vor dem Gefängnisse. Der Schließer harrte schon, und bald kamen auch mehrere Richter, von welchen der Eine, der sich immer am menschlichsten gezeigt hatte, ein Pergament in der Hand hielt. —

Maria's Begierde ob der Enthüllung der Dinge war grenzenlos.

Als die Kerkerthüre geöffnet wurde — es war ein reinlicheres, helleres Gemach — lag der Bildner auf seiner Ruhestätte und schlummerte. Maria wollte liebeerglüht auf ihn zustürzen, der Probst jedoch hielt sie zurück, deutete auf ihn, und sprach: „Siehe, wie schön sein Schlummer!" In der That war es ein sehr ergreifender Anblick!

Der Bildner lag ungefesselt auf seinem Lager. Sein Antlitz hatte er Himmelwärts gerichtet, es spielte um seinen Mund ein wunderbares Lächeln, als ob er im Traume die Seligkeiten des Himmels genieße: die Hände lagen auf der Brust, gekreuzt wie zum Gebete, oder

als wollte er sein reines Herz hinauf senden ins Land der Freude. — Alle blieben eine Zeitlang gerührt stehen.

Endlich jedoch konnte Maria sich nicht länger des Wartens enthalten. Und als der Probst die Worte gesprochen hatte: „Kann so ein Mörder schlummern? Nein, o Gott, nein! das ist der Schlummer der Unschuld, der Schlummer einer reinen edlen Seele!" da trat sie vor ihren Vater, kniete nieder, und küßte ihn auf Mund und Wange.

Da erwachte der Meister. Er schaute um sich, auf seine Tochter, auf die Richter, und sprach dann noch halb im Schlafe trunken: „Wollt ihr mich zum Tode führen? Ich bin bereit! Maria, lebe wohl!"

„Nein, o nein, treuer Freund," sprach jetzt, ihm um den Hals fallend, der hocherfreute Probst, „nein, treuer Freund, das gewiß nicht! O, ihr habt so süß geschlafen, gewiß vom Himmel geträumt."

„Es war mir so," sprach der Meister André, und blickte auf ihn und auf seine Tochter, „in solchen Träumen möchte ich sterben!"

Maria winkte bittend dem Probste, ihr und dem Vater das Geheimniß nicht länger vorzuenthalten, und dieser, den bittenden Blick verstehend, wandte sich an die Richter und sprach: „darf ich euch bitten, meine Herren, den Beschluß eures verehrten Richterstuhls meinem Freunde André zu verkünden."

„Ihre befehlet," sprach einer der Richter, der andere zog das Pergament auseinander und während André mit staunendem Blicke diese Zubereitungen sah, begann jener zu lesen: „Auf die inständige Bitte des

hochwürdigen Probstes von St. Donat und der Tochter des Gefangenen André, Bildner von Brügge, hat das Gericht beschlossen, gedachtem André das Leben auf ein Jahr zu schenken, massen er sich während dieser Zeit seines hartnäckigen Läugnens begeben, und seine That eingestehen möge. Sothan wird demselben aufgetragen, ein Bildnerwerk in den Justiz-Saal unsers Gerichtshauses zu fertigen, an welch benamseten Orte er alle Tage bis Verfluß bemeldter Zeit mit Bedeckung hingeführt werden soll, um sein Werk anzufangen und zu vollenden."

Maria brach in einen Ruf der Freude aus, und fiel stürmisch dem Meister um dem Hals, dann stürzte sie wieder voll Thränen des Entzückens dem Probste ans Herz.

In André selbst war bei Anhörung und Beendung dieser Worte das Auge in Thränen geschwommen. Er fiel dem Probst um den Hals, und auch seiner Tochter und sprach mit hörbar tiefergriffener Seele: „Ach, das ist des Himmels Werk durch euch, ihr Theuren! Ja das ist des Himmels Werk! Aber was bemühtet ihr euch? Sagte ich nicht, ihr sollet es nicht thun?"

Es lag in diesen Worten wieder ganz die Sehnsucht nach Auflösung seines Erdenlebens. Dem ehrwürdigen Probste kamen diese Worte etwas an die Seele greifend vor. Jedoch, weil er ja schon längst wußte, daß André sich von hinnen sehne, und er sah, daß doch eine geheime Freude durch die Augen des Meisters leuchtete, sprach er mit froher Stimme: „Lebet theurer Freund, lebet und vollendet

ein Werk, das euern Namen noch nennt, wenn längst schon euer und eures Kinds Gebeine modern!"

„Ein Jahr noch!" jubelte der Treue, überschwengliche Freude, Maria! „Hörst du's auch Vater, noch ein Jahr habe ich dich! o Gott, o liebevoller Gott!"

Der Meister küßte das Mädchen sanft auf die Stirne und sprach dann mit trauriger Stimme: „Was ist es denn, Maria ein Jahr! Ach, es ist ja nur eine Spanne! Muß ich nicht immer in mein geöffnetes Grab sehen? Muß ich noch ein Jahr lang meine Sehnsucht in der Seele herumtragen, von dort in das Gefängniß und von diesem nach dem Palaste! Und — fuhr er fort — „was werde ich fertigen können? Meine Hand ist schwach und mein Geist dunkel. Wenn es sein soll, so muß mir mein lieber Gott helfen."

„Er wird es thun," sprach der Probst, „bester Meister, er wird es thun. O wißt ihr, was in einem Jahre geschehen kann? Wißt ihr, daß die heilige Vorsehung den Schleier über das dunkle Vergehen heben kann? Ja es kann geschehen und ihr geht schon hierunten strahlend aus dem Kampfe zum Siege."

Der Meister schüttelte zweifelhaft sein graues Haupt und meinte, die Vorsehung werde es erst jenseits enthüllen. „O," sprach er, „alter, geliebter Freund, mich hat Gott ersehen, ganz durch seine Leidenschule zu wandern, und mir erst dann zu sagen, warum und was geschehen, wenn ich fort von hinnen."

Mit inniger Betrübniß sah der Probst, daß wirklich der arme Meister lieber jetzt schon in die Wohnungen des Friedens gezogen wäre, aber er mochte

ihn darüber nicht länger zur Rede stellen. Doch schien es manchmal, wenn er, der Probst, seine Tochter betrachtete, als lodere in seinem Herzen eine leise Feuerflamme auf. Und es war auch so. Ahnungen von kommenden Dingen stiegen in seiner Seele auf und hoben ihn himmelwärts. Seine Seele hatte die Wege der Trübsal alle durchwandert und deßhalb sehnte sie sich, geläutert und gereinigt nach einem besseren Lande.

Seine Hoffnungen waren keine irdischen mehr, es waren ewige, auch aus seiner Liebe zu seinem einzigen Kinde sprach diese höhere, himmlische Liebe, so auch bei seinem treuen Freunde, dem Probste.

Wohl mochte er seine Gedanken schon bei seinem Schöpfer gehabt haben, als er sagte, „ihr hättet es nicht thun sollen." Aber der Probst verzieh ihm. O er konnte wohl gar tief in seiner Seele fühlen, wie wahr des Meisters Sehnsucht nach dem Himmel durch seine Leiden hervorgegangen war. Er fühlte wohl mit ihm dieses Sehnen, und doch flehte er im Stillen zu Gott, er möchte enthüllen, was noch in Nacht und Dunkel verschleiert ist. Er möchte so gerne den duldenden Freund wieder heraus gerissen haben aus seinem Erdenleiden, zu Freude.

Warum sollte er deßhalb nicht Alles aufbieten, das Leben seines Freundes zu verlängern!

Und wie der Meister seines Freundes Thun, sein Herz und seine Pläne kannte, fühlte auch er in sich das zarte, theilnehmende Herz des Probstes. Deßhalb auch fiel er ihm nach langem Gespräche an die Brust und sprach: „Ich danke euch, was ihr thatet, ich danke

dir, mein armes, aber edles Kind! Ach du bist reich an Herz und Gemüth! Aber wie ich diese Zeit durchbringe, und ob ich sie erlebe, ich glaube nicht, ja, ich meine, mein Herz wird früher brechen."

Und er seufzte bei diesen Worten zum Himmel empor. Mit Mitleid haftete des Probstes Auge auf der Gestalt des stillen Dulders.

Zwölftes Kapitel.

Wenn das Glück sich nicht auf Tugend gründet, ist es ein Gebäude ohne Grund.

Pitte hatte seinen Plan erreicht. Er hatte seine Rolle auf eine teuflische Weise durchgeführt, wie schlau benutzte der verkappte Bösewicht sein Emporkommen, sein sich steigerndes Ansehen, um den armen André zu verderben! Es wäre unnöthig, alle Ränke und Schwänke, aller boshaften Einflüsterungen hier zu gedenken, welcher sich Pitte zur Durchsetzung seines Planes bediente. Die That lehrte ja, welches Werkzeug er war.

Als er zwar das Todesurtheil hörte, welches über André ausgesprochen wurde, war es doch, als könne er eine leise Erbebung seines Innern nicht verbergen, deßhalb auch ließ er sich mehrere Tage nirgends sehen, er schritt nicht mehr so stolz durch Brügge's Strassen und sein Auge lief nicht herrschend umher. Er war stiller, so schien es wenigstens. Und die Leute, welche dieses sahen, dachten bei sich: „der Meister Pitte bedauert den unglücklichen Mitmeister.“

War es Verstellung, oder übte wirklich diese Schreckensnachricht, an der Pitte vielleicht doch gezweifelt haben

mochte, eine so tiefe Wirkung auf sein Gemüth aus; kurz auch hier siegte er wieder glänzend.

Als die Trauerkunde, auch in der Ferne erscholl, und André's Tod bald erfolgen sollte, war Pitte der Erste, welcher eine Menge Anträge erhielt, Proben seiner glänzenden Kunst abzulegen. Dahin und dorthin fertigte er bedeutende Werke, und von daher und dorther erntete er Geld und Lob. Wie schmeichelte dieses seinem unbegränzten Stolze, wie triumphirte er innerlich ob seinem Siege. Aber der erste Schlag, der sein stolzes Gemüth traf, war der, daß dem André das Leben auf ein Jahr geschenkt, daß er sogar noch beauftragt sei, ein Werk von seiner Künstlerhand zu hinterlassen.

Der alte Riesenhaß, welcher vielleicht im Drange der Geschäfte geschlummert hatte, stieg in seiner Seele auf und schlug sich vor die Stirne und sprach mit erzitterndem Grimme: „Warum auch dieses, Richter, warum auch dieses! das Urtheil wollte mir anfangs zu hart scheinen. Es war es nicht! Warum auch dieses? Ha, gewiß ist es das Werk des Probstes und der Tochter. Könnte ich auch diesen verderben!“

So sprach er ergrimmt zu sich selbst, und das Anschwellen der Stirne, das Funkeln der schwarzen Augen sagte deutlich, wie ernst er das meine.

Aber es war bei Jakob van de Pitte noch etwas ganz anderes, was einige Unruhe in seiner schwarzen Seele goß. Sein Gewissen war zwar kalt und schlief.

Aber manchmal doch wachte es auf und es sprach eine Stimme innen, die auch den Stolzen erbeben machte:

„Pitte, Pitte, wenn es an das Tageslicht käme, was du gethan? Wenn es an das Tageslicht käme?

Diese Stimme drang schaudernd an sein Herz und machte, daß er sich manche Nacht schwerträumend auf seinem Lager umherwarf, das Bild des duldenden Bildners vor seiner Seele stehen sehend. Oft auch sprang er auf, zumal da, wenn der brausende Wintersturm um seine Wohnung brauste, und fernher die Wellen und Wogen der Kanäle an die Dämme schlugen. Das waren furchtbare Nächte für ihn, und er meinte dann, das jüngste Gericht wolle über ihn hereinkommen.

Die Leute seiner Nachbarschaft hörten ihn oft laut reden und rumoren. Sie schüttelten die Köpfe und meinten, es quälen ihn wieder böse Träume.

Wenn er aber Morgens aus seinem Hause schritt, stolz und gebietend, da mochte kein Mensch denken, daß dieses der Schlaflose, der dunkle Träumer sei. Er übte wirklich auch durch sein Aeußeres einen eigenen Zauber auf Jeden aus, der nur dann verschwand, wenn man ihm in das schwarze, tückische Auge blickte. Dieser Blick stand ganz im Widerspruche mit seiner Gestalt er stand im Widerspruche mit der großen Meinung, die das Volk und die Hohen in Brügge von diesem Meister hatten.

Wochen strichen hin und man hatte des unglücklichen Bildners schon etwas vergessen. Pitte bewegte sich auf den Ruhm seines Sonnenglückes frei und stolz; er dachte: „was André in seiner Seele vielleicht ahnen möge dürfe er nur seinen Kerkermauern sagen und klagen, und das Geheimniß, das e r in der Brust umhertrage, ruhe zwischen ehernen Riegeln. Ach er dachte

nicht daran, daß Gott in sein Gewissen donnern könne! Er fühlte sich so sicher, so unabhängig und geschützt in seiner Lage, wie ein stolzer Feldherr, umschaart von einem unüberwindlichen Heere tapferer Soldaten.

Aber das Glück der Bösen ist nicht fest und sicher, es ist ein Gebäude ohne Grund, jede Minute des Einsturzes gewärtig. Wie Lug und Trug vor der göttlichen Wahrheit weichen müssen, wie sie verschwinden, schnell und plötzlich, so auch geht das Glück des Bösewichts unter, wie ein Stern in Wolken und Nebel.

Wir haben gehört, daß für Pitte ein schwerer, erschütternder Schlag das war, daß André das Leben auf ein ganzes Jahr geschenkt wurde, und daß dieses Hinausschieben des Urtheils hie und da mit banger Beklemmung die Stimme seines Gewissens weckte. Es kam noch mehr, noch Schwereres auf sein Haupt, und sollte dieses bald seinen Glücksthron mit düstern, ahnungsschwarzen Wolken umlagern.

Ein armer Teufel, jener der mit ihm im Welschland war und den Plan des Bilderraubs schmiedete, jener Bernardo Masso, mit zerrissenem Kleide, aber einem Gesichte voll Bosheit und Tücke, klopfte eines Tages an Pitte's Hausthüre. Dieser öffnete dem Fremden, und man konnte wahrnehmen, daß ein schwaches Erbleichen über sein Gesicht fuhr, als dieser eintrat.

Pitte erkannte ihn wohl, und wie rasche Blitze zogen die düstern Erinnerungen der schmachvollen Vergangenheit an seiner Seele vorüber. Aber sein Stolz ließ es ihm nicht zu, sich zu erkennen zu geben, auch nicht sich weiter gegen den umherirrenden Wanderer zu geberden. Er wollte ihn kurz abfertigen. So klug er sonst

handelte, so überflügelte doch diesesmal der ungeheure Stolz die nöthige Klugheit. Er wußte gar wohl, welche Scenen er mit diesem Menschen erlebt hatte; aber er wähnte Alles durch die Länge der Jahre aus seinem Gedächtniße verwischt. Deßwegen fuhr er ihn mit stolzer, rauher Stimme an und sprach: „Wer seid ihr, was sucht ihr?“ Der Fremde, dessen Name uns schon bekannt ist, heftete einen eigenthümlichen, bösen Blick auf Pitte und sprach: „Kennt mich Jakob van de Pitte nicht mehr? der Fluch jener That hat mich in der großen Welt herumgejagt, ruhelos und ohne Glück. Nun bin ich ein müder Wanderer und flehe euch um eine Herberge an.“

Pitte hatte bei dieser Rede, die ihn mit Zauberkraft an sein unseliges Leben erinnerte, seine Erbebung wahrhaft meisterlich bekämpft; mit seiner gewohnten Höhe in Ton und Geberden sprach er die Worte: „Ich kenne euch und euer Schicksal nicht. Geht woher ihr gekommen, mein Haus ist für euch nicht offen.“

Einen Blick voll Grimm und Schmerz warf Bernardo auf Pitte.

„So,“ sprach er mit scharfer Stimme, Pitte kennt mich nicht mehr? Auf welche Weise wurdet ihr reich, ihr? nicht wahr, auf die nämliche Weise, auf welche ich ein ruheloser Wanderer wurde, durch Schlechtigkeit. Nicht wahr, Pitte? Ich hörte Vieles von euch reden, fern und nahe, lauter Gutes, und dachte, kann das so sein? Ich sehe nun, es ist, wie es scheint, nicht so!“ —

Ein grimmiger Blick auf Pitte begleitete diese spitzen Worte.

„Entfernt euch von hinnen,“ sprach mit befehlender Stimme Pitte, „meine Stunden sind gezählt, sie gehören ernstern Dingen.“

Er wendete sich stolz um und wollte gehen. Bernardo schaute ihm nach. Er schlug ein höhnisches Lachen auf und sprach: „So steht es, Herr Pitte, so steht es! Es soll nicht so bleiben, nein es soll nicht. Stoßest du mich von deiner Thüre, so stoße ich dich von deiner Glücksleiter. Ich habe Mittel. Lebe wohl Pitte, du sollst von mir hören.“

Der Fremde war verschwunden. Pitte lenkte während diesen Worten seine Schritte gegen den Corridor, unbekümmert um das Schreien des vermeintlichen Fremden.

Als aber die letzten Worte in sein Ohr schlugen, schien es wie eine dunkle Ahnung in ihm aufzusteigen. Rasch wandte er sich um, schlug sich vor die Stirne und rief: „Freund, guter Freund, komm zurück!“

So plötzlich aber der Fremde erschienen war, ebenso plötzlich war er auch wieder verschwunden.

„Ha! daß ich dieses that,“ sprach Pitte leise zu sich selbst, „daß ich ihn fortließ. Ich täuschte mich in ihm. Sein Gedächtniß ist stark, wie sein Haß gegen mich jetzt stark ist.“

Er lief einige Schritte vorwärts, dann blieb er stehen und sprach wieder: „Er könnte mein Glück, meinen Ruhm, vertilgen!“

„Ja, er könnte es. Verfluchter Wanderer! Ich glaubte, dich längst todt! Und nun erscheinst du plötzich wie ein Bettler vor mir, und heulst mir Dinge in's Ohr, die ich schon längst vergraben wähnte! Ha, könnte

ich dir dein Gehirn ausbrennen und deine Gedanken in den Wind streuen."

So sprach Pitte und lief in sein Zimmer. Stürmisch war sein Gang, und heftig seine Geberden. Er fühlte es daß sein Glück so leicht zu Grabe gehen, so leicht in eine der Schande und der tiefsten Verachtung sich verwandeln könnte, daß seine Seele unheilvolle Gedanken marterte.

„Ich sollte ihn aufsuchen," sprach er zu sich selbst, „ich sollte ihn zu mir nehmen, den Unglücksraben, o wie thöricht habe ich gethan, ihn trocken von meiner Thüre zu weisen!" So sprach Pitte und Gedanken von kommendem Fall und Untergang kreuzten wie Wetterwolken durch sein Gehirn.

Diese Gedanken machten seine Nächte schlaflos, seine Tage bitter und schaurig. Und er durfte von diesem Menschen Alles fürchten, denn er war ein Italiener, ein Genosse seiner Thaten in vergangenen Tagen. Deßhalb schlug er den Mantel um die Schulter und ging, seinen verkannten Freund aufzusuchen.

Ja, Pitte, das ist die Verblendung in deinem Stolze, daß du den, der dir ihn rauben kann, hochmüthig von der Thüre stoßest!

Siehe, was Pitte in seiner finstern Seele ahnete, das hatte die heilige Vorsehung schon längst beschlossen, seine Demüthigung. Der arme Verirrte sollte das Werkzeug sein. Er hatte des Hasses Flamme aus Pittes Wohnung getragen, er hatte geschworen, ihn von seiner Höhe stürzen zu helfen.

An Gelegenheit fehlte es ihm nicht. Wie sich auch Pitte bemühte, seiner habhaft zu werden, er konnte es

nicht, der Fremde war da, er war dort, er schien überall zu sein.

Und wo man redete von dem Meister, von seiner Geschicklichkeit, seiner Achtung und seinem Ansehen, da sprach der Fremde:

„Was redet ihr davon? Wißt ihr auch, wer der Pitte ist, wißt ihr, was auf ihm lastet? Ich kenne ihn, seht mich nur recht an in meinem Elende. Ich bin sein Sündengenosse gewesen in frühern Tagen. Was wißt ihr von Pitte? Er ist ein Bösewicht, wie keinen die Sonne bescheint. Und glaubt ihr's mir nicht, so glaubt meinem Schwure, bei der heiligen Jungfrau Maria!" Und der Fremde geberdete sich so wild und rasend, daß man sich vor ihm fürchtete.

Er sprach Dinge von Pitte aus, vor denen sich die Leute entsetzten, und diese Flamme des Hasses trug er da und dorthin, und da und dort fiel sie in Herzen nieder und erlosch nicht, nein, sie wuchs höher und höher und der Verdacht stieg in den Herzen auf, wie eine Wasserfluth.

„Was redet ihr von André?" sprach der Fremde, „er, der Pitte hat ihm den Untergang schon geschworen, als er noch ein Jüngling war. Glaubt ihr nicht, daß André unschuldig, und Pitte an allem schuldig ist, so glaubt meinem Schwure bei der heiligen Jungfrau Maria." Und er hob seinen Finger wie zum Schwure in die Höhe.

Solche Entdeckungen zündeten, und wie die Tage dahinschwanden, stieg es ahnend in den Herzen der Brügger auf und dieser und jener, besonders aber Pitte's Nachbaren wußten allerlei sonderbare Dinge von

Pitte zu erzählen, welche alle genaues Zeugniß von dem ablegten, was der haßerfüllte Italiener ausstreute. So arbeitete hier der Haß und die Rache, dort aber in Pitte die Furcht vor seinem Untergange. Ach, es ist nichts Furchtbareres, als wenn der durch Tücke und Unthaten Emporgekommene die traurige Ahnung in seiner Seele herumträgt, er könnte stürzen! Es macht ihm furchtbare Stunden! So wars bei Pitte. So schnell, so plötzlich wirkte das Ausgestreute auf alle Bewohner der Stadt, daß es schon nach wenigen Tagen überall verbreitet war. Pitte überfiel oft eine tödtliche Beklemmung, oft ein wilder, glühender Zorn gegen den Italiener, den er erdolcht hätte, hätte er seiner habhaft werden können. Aber es war ihm nicht möglich. Die rächende Hand Gottes wirkte leise, aber so gewaltig auf Pitte und die Menschen, sie wirkte stille und Pitte konnte nun mit Riesenschritten seinem Verderben entgegengehen, wie einer, der in dunkler Nacht fortläuft, und ohne Führer willenlos am Ende in eine Schlucht, über eine Brücke stürzt, um sein Leben da oder dort zu beschließen.

Mehr als sonst arbeitete sich der Stolz in Pitte's Seele empor. War er es früher im Bewußtsein seines Glückes, so war er es jetzt zur Verhüllung seines innern, sehr qualvollen Seelenzustandes. Aber man sah jetzt den Bildner mit scheuen, erschrockenen Augen an und Manchem war jetzt der tückische Blick des Meisters ein sprechendes Zeichen seiner innern Verworrenheit.

Pitte hatte jetzt peinvolle Tage. Sein Gewissen donnerte oft empor, schrecklich und ihn erbeben machend. Aber der Verstockte wußte es zu besänftigen,

und um so mehr zu beruhigen, als der fremde Italiener nicht mehr gesehen wurde. Er war gerade so, wie einer, der einen glühenden Brand geworfen hat, und dann das aufflackernde Feuer seinem Umsichgreifen überläßt; hörte man schon früher als Pitte noch in Noth und Elend war, geheimnißvolles Murmeln, kam es jetzt mehr und öfters und Einige wollten sogar leise flüstern, Pitte sei vielleicht der Mörder der Elisabeth.

Solches Geflüster, das Pitte wie von höherer Gewalt angeordnet wohl erfuhr, nagte wie Schlangenbisse an seiner Seele.

Dreizehntes Kapitel.

Des Dulders Werk.

Der Justiz-Saal war von nun an täglich der Aufenthalt des gemarterten Bildners. Morgens, wenn die Sonne erwachte, wurde er dort hingeführt; Abends noch vor sie schied, wieder zurück. Aber er ging nie allein. Er war auch bei seiner Beschäftigung nie allein; Maria verließ ihren Vater nie. Immer war sie um ihn; und dieses durfte dem edlen Mädchen kein Mensch verbieten. Aber dieses war auch ihre größte ihre seligste Freude, hätte man dem zarten und so edel fühlenden Mädchen den Anblick ihres Vaters verboten, gewiß sie würde noch vor ihm gestorben sein. — So aber entbehrte sie dieses Glück nie. Sie durfte ihn sehen, sie durfte bei ihm bleiben, so lange und wann sie wollte.

Wahrlich, die Liebe dieses Mädchens gränzte an's Erstaunliche. Man hätte nicht meinen sollen, daß diese jugendliche Seele schon so tief fühlen würde und es nur könnte. Alles, was sie nur konnte, opferte sie ihrem Vater auf, sie hätte ihr Leben für ihn hingegeben. Wenn André Morgens sich vom Lager erhob, so war der erste Mensch seine Tochter, welche sich schon in aller Frühe aus des Probstes Wohnung fortbege-

ben hatte und nun ihren geliebten Vater stürmisch um den Hals fiel. War doch für das arme Kind jeder Lebenstag ihres Vaters ein Jahr. Und wenn ein Jahr vorbei ist, so denkt man schon, ob man wohl im kommenden auch noch das Licht der Sonne erblicke.

Maria's Morgenschritte waren nie ohne Angst und Besorgniß. Jedesmal schlug ihr Herz laut, wenn die Thüre des Gemaches geöffnet wurde, in dem ihr Vater wohnte. Und wahrlich sie hatte nicht Unrecht, mit solcher Erbebung ihrer Seele jene Schwelle zu betreten. Mit jeder Woche, die von der Zeitfrist abrollten, sank der arme André mehr zusammen. Ja man konnte sogar sagen, daß er mit jedem Tage schwächer wurde, und seine Seele sich fortsehnte von hier. Gewöhnlich führte Maria ihren Vater am Arme nach dem Saale, in dem er arbeitete. Man konnte nun nicht ohne das größte Mitleiden das gute Kind ansehen, wie es in dem schwarzen Gewande den abgemagerten, gebückten Greis führte, wie sie denselben mit liebender Besorgniß führte, wie sie ihn mit thränenvollen Blicken ansah, wenn er sprach: „Maria, mein Gang wird alle Tage kraftloser, meine Augen werden alle Tage schwächer."

Da mochte wohl Maria des Vatershand mit einer heißen Thräne benetzen und zu ihm sagen: „Ihr täuscht euch gewiß, geliebter Vater. Gewiß habt ihr eine schlaflose Nacht gehabt."

„Ich werde keine andere mehr bekommen, bis die lange Nacht kommt, mein Kind; dann schlaft man erst ruhig," sprach der Vater, und die heiße Sehnsucht stieg wieder in seiner Seele auf. —

So führte sie ihn hinein, in den großen, weiten Saal. Hier konnte sich der alte Künstlergeist des Bilners nicht verläugnen. Alles lag ordnungslos durcheinander. Und so ist es gewöhnlich bei großen Künstlern. Hier ein Stück vom Handwerkszeuge, dort ein angefangenes Bild, alles durcheinander. Maria sah es nicht ohne daß auf ihren Lippen ein leises Lächeln stand. Sie wollte auch gar oft Alles thun und in Ordnung hinlegen; allein der Vater sprach: „Laß es, liebes Kind, laß es! Sieh wenn jene Figuren dort alle so schön und in Ordnung ständen, sie würden nur halb so schön aussehen. Ich kann es hier in Gottesnamen nicht anders haben!“ Maria ließ es gehen und schaute nur dem stillen Treiben ihres Vaters zu. Das Werk gedieh wirklich immer mehr von Tag zu Tag, und da und dort hob ein geschnitztes Bild das ausdrucksvolle Haupt in die Höhe. Mit schmerzvollem Lächeln schaute es der Meister jedesmal an, und mochte wohl auch leise zu sich selbst sprechen: „Mein Gott, ich wünschte es wären alle vollendet, dann würde ich mich zur Ruhe begeben.“

Es kamen auch Fremde herzu, das wirklich so herrlich gestaltete Kunstwerk zu betrachten. Ihre Blicke hafteten nicht scheu auf den Bildern, obgleich sie Alle wußten, welches unglückliche Schicksal ihn getroffen, nein, bewundernd schauten sie auf diese vom Unglücke so tiefgebeugte Gestalt, in der eine so hohe Künstlerseele thronte. Sie mochten wohl auch Maria dieses und jenes fragen, und das Mädchen antwortete ihnen bescheiden, wie sie von Natur aus war. Manchmal hörte man auch eine leise Stimme sagen: „dieser Künst-

ler kann kein Mörder sein, die Natur müßte denn bei Erschaffung dieses edlen Gesichtes sich sehr verrechnet haben."

André hörte oft solche Worte, und noch mehr solche der Bedauerniß; aber er sprach nichts. Unter solchen fremden Gesichtern aber tauchte manchmal recht freundlich das Gesicht des ehrwürdigen Probstes von St. Donat auf. Es verging fast kein Tag, an welchem er nicht seinen armen Freund besucht hätte.

Das waren denn Stunden in welchen sich das kranke Herz des Meisters wie wenn er bei seiner Tochter war, aufschloß seinem vieljährigen Freunde, wo die traurige Wolke der Gegenwart verschwand, und die Vergangenheit, die frühern Jahre der Lust und Freude vorbeischwebten, wie Frühling an Frühling. Wie perlte da oft ein Auge, wie schlug da oft traurig die Brust! — —

Aber der Probst von St. Donat hatte auf seiner Stirne auch während solcher Gespräche immer ein gewisses Sinnen nicht verbergen können. Er hatte von Zeit zu Zeit nur wundersame Dinge von Jakob van de Pitte vernommen, daß sich in seinem Herzen immer mehr der Gedanke ausprägte, es möge die Zukunft noch manches enthüllen. Unermüdet arbeitete er daran, Nachrichten zur Entdeckung des Mörders einzuziehen. Hatte er dieses früher nur insgeheim gethan, fragte er jetzt öffentlich darum, dort über dieses und jenes nach, leider aber konnte er nichts Ersprießliches inne werden. Lichter und heller aber wurde es doch in seiner Seele, als er so schaurige Dinge von Jakob van de Pitte entdeckte.

Aber er wagte sie nicht auszusprechen, bevor die Vorsehung ihm etwas Gewisses offenbaren würde.

Je weiter aber die Tage vorrückten, desto ernster wurde der Probst, theils, weil er an der Entdeckung dieses Frevels zweifeln mußte, theils auch dadurch, und dieses erhob mehr seinen Muth, daß Pitte bedeutend gesunken war, und die geheime Stimme des Volkes im Prophetenton sprach: „Pitte wollte den Meister André verderben.“ —

Deswegen stand auf der Stirne des Geistlichen ein so tiefes Sinnen, deßhalb glänzte es auch in seinem Auge. Aber er sagte dem Meister nichts davon. Er fürchtete nur die Wunde frisch aufzureißen.

Der gute alte Herr schlief vielleicht weniger, als der Gefangene selbst; denn Tag und Nacht war nur sein Gedanke die Befreiung seines Freundes.

Der Meister indeß, von seiner Tochter heiß geliebt, heiß bedauert, arbeitete an seinem Todeswerke unermüdet. Wenn ihm auch oft vor Schmerz das Eisen entsank, er hob es wieder auf und sprach: „Es ist ja bald vollendet, es ist bald aus, dann kann ich ja lange ruhen.“

Vierzehntes Kapitel.

Die nächtlichen Gänge.

Auf den Kanälen borst das Eis. Wimpelreiche Schiffe zogen im warmem Frühlingssonnenschein über die blauen Wasser, und muntere Matrosenlieder schallten da und dorten. So gings bei Tag; zu Nacht, wenn düstere Finsterniß über dem Wasser schwebte und lichte Nebelchen da und dort sich schaarten, war es stille, und nur der heisere Ruf eines Seevogels tönte von ferne, während dem die Wachen der Schiffe unheimlich in die graue Nacht hineinriefen.

Auch heute hatte sich die Nacht dicht und schwarz auf Land und Meer herabgelassen. Weitum ruhte Alles in stillem, ernsten Schweigen.

Die Fußgänger welche den Abend unter den duftigen Bäumen und Blumen zugebracht hatten, waren Alle zur Ruhe gegangen; die Wege standen alle verlassen und leer. Der Ort von dem hier die Rede, befand sich unweit einem der Kanäle, der theils in, theils außer Brügge selbst sich kreuzen; es war ein mit Bäumen und Strauchwerk bepflanzter Platz. Von der Ferne her plätscherten die Meereswellen an die Mauern und

schienen eine geheimnißvolle nächtliche Sprache zu führen.

Inmitten dieses Geräusches schallten die Tritte eines dichtverhüllten Mannes, der langsam, mit gesenktem Haupte dahin schritt. Hätte man näher in sein Gesicht blicken können, man hätte sogleich das des Jakob van de Pitte in ihm erkannt. Dieser war auch der nächtliche Wanderer. Je näher der Tag der Hinrichtung des Bildners André heranrückte, und es waren deren nur noch wenige, desto unruhiger, aber auch unheimlicher wurde er.

In der That aber war es nicht Gewissensreue, was ihm die unruhigen Stunden machte, er konnte diese Donnerstimme mit Riesengewalt unterdrücken; es war vielmehr seine innere Unruhe aus den verschiedenen Gerüchten entsprungen, welche stets vom Verschwinden jenes Fremden in Brügge umhergingen, und die ihn bald leise als den Mörder André's bezeichnete, bald als den frühern erbärmlichen, elenden Abenteurer, der in Italien in Ketten und Banden gelegen. Solche Gerüchte erschütterten die Vesten seines Stolzes, und machten ihm bang und wehe.

Es wollte ihm keine Arbeit mehr gelingen, es wollte keine künstlerische Kraft ihn mehr durchströmen, kurz, eine höhere, rächende Hand schien seinem teuflischen Wirken ein Endziel setzen zu wollen.

Pitte fühlte nur gar zu gut, daß der Glanzstern seines Glückes längst im Sinken seie; aber er wollte ihn mit Gewalt bannen, diesen stürzenden Stern, und konnte es doch nicht. Je mehr er sich Mühe gab, scheinbar vor der Welt in Stolz und Lust zu prunken,

desto mehr stieg es da und dort im Herzen auf, und was jener Fremde wie Zunder in Pulver, in die Herzen der Menschen warf, es loderte stärker empor und mehr schon umzüngelten den gleißnerischen Meister die Flamme, die ihn einstens verzehren sollte, die Strafe des irdischen und ewigen Gerichtes.

Ein Anderer, bei dem das Gewissen stärker als bei Pitte gesprochen hätte, und in welchem die quälende Angst über die Schandthat bereuend aufgestiegen wäre, hätte sich schon längst selbst den Gerichten übergeben und gesagt: „laßt André frei, ich bin der Schuldige!“ So war's nicht bei Pitte, so that er nicht. Der Tod des alten Meisters war sein Triumph, sein großer Sieg, aber sein Stolz war auch sein Untergang, sein schlafendes oder unterdrücktes Gewissen, seine Strafe. Und sie zeigte sich jetzt schon in ihrer ganz abschreckenden Gestalt.

Es lag in Pitte's Gesicht ein tiefer Haß gegen Alles Menschliche eingegraben, seitdem er des Volkes Gunst verloren, seitdem sein Ansehen, sein Glück sank, es war in seinem Herzen ein glühender Haß gegen André eingegraben, der wie ein untilgbares Feuer neben seinem Stolze loderte.

Aber, bedauerswürdiger Pitte! Was du in deinem Stolze unterdrückst, verwirfst, was dir schlaflose Nächte macht und dich aufrüttelt durch quälende Träume, es ist dennoch die Stimme deines Gewissens! Es ist diese, aber du willst sie nicht erkennen, dein Stolz tritt gegen sie auf oder stellt sie wieder zu Gedanken, die nur in dem Herzen eines Rachesüchtigen aufsteigen können! — —

Pitte schritt in dieser Nacht in einer ungemein aufgeregten Stimmung durch die Bäume. Die rächende Gotteshand hatte wieder ihre Blitze in seine dunkle Seele geschleudert, daß er erschrocken auffuhr von seinem Lager und in die Nacht hinausstürmte. Stolz und Gewissen kämpften in seiner Seele einen furchtbaren Kampf; doch war es immer der erstere welcher siegte.

Er war jetzt an einem gar einsamen Ort angekommen, dunkle Bäume ragten in die Luft hinauf und Blumen schliefen im Grase. Schon lange hatte er düster vor sich hingemurmelt, jetzt wurde er aber so laut, daß es das Ohr der Nacht weit hören konnte. Er dachte nicht daran, daß die Nacht Ohren habe.

„Bin ich denn wirklich der Mörder der Elisabeth, oder wie sie geheißen," so sprach Pitte zu sich selbst, „ich wollte nicht ihr Mörder sein, nein, das wollte ich nicht. — Sie fiel und starb! — Aber mein Dolch war für einen Andern geschliffen! Doch, auch gut, er wird jetzt nicht mit Blut befleckt, und doch stirbt er, den ich hasse! — Ha, ha, ich möchte sein Blut trinken!" — —

„Aber Pitte, wehe dir" — fuhr er mit einer schaudererregenden Stimme fort, „wehe dir, wenn es an den Tag kommt! Wenn es an den Tag kommt, daß du der Mörder, daß du — — er machte eine Bewegung mit der Hand und deutete nach der Gegend gegen Welschland — was schauen sie dich so an, wenn du durch ihre Straßen gehst, was flüstern sie sich geheimnißvoll in die Ohren! Kennen sie mich, kennen sie Jakob van de Pitte? Ist er entlarvt? Etwas hat ihnen der Verdammte von einer Mordthat eingehaucht, die

sich fest eingegraben hat! — Warum ließ ich ihn auch ziehen, warum? Pitte, wo hattest du deine Klugheit? Wenn ich verderbe, so ist ers, der mich verdorben, er ists!“ Er schritt etwas weiter vor, und war nahe an dem Kanale, dann sprach er wieder: „Es leidet mich nicht daheim, ich muß hinaus ins Weite, und bin ich da so finde ich auch nicht Rast. Es ist ein sonderbares Ding! — Ich denke, ich werde Ruhe haben, wenn er nicht mehr lebt. Aber mein Glück, mein Ruhm, den ich so lange erhalten! — Ich stemme mich gegen das Sinken meines Glückes, und doch kann ich es nicht halten, das sehe ich wohl. Pitte, wo ist deine Kraft, wo ist deine künstlerische Seele? Ich sehe meine Bilder an, als hätte nicht ich sie geschaffen, — sie blicken auf mich, als sei ich ihnen ein fremder Mensch. Meine Kraft, vielleicht schlummert sie, um nun wieder zu erwachen. Ich will zeigen, daß ich Jakob van de Pitte heiße!“ — —

„Aber,“ sprach er weiter, mit etwas leiserer Stimme, „Jakob van de Pitte und Meister André! Meinem Namen klebet Blut an, seinem nichts. Nun ich wollte es nicht, und doch freute es mich, als es gethan war!“

„So wollte ich es doch! Und die Richter, o ihr erbärmlichen Menschen! Ihr glaubtet, was ich sagte! Sahet ihr nicht, daß tödtlicher Haß aus meinen Augen auf André leuchtete? sahet ihr es nicht? Aber ihr habt eure Freude zu sagen: „Er muß sterben!“ Ich habe sie auch! Und gehe ich unter, ich habe meinen Sieg, meinen Triumph! Ha, Meister André!“ —

Er schauderte bei diesem Namen zusammen, und lief weiter vorwärts. In den Bäumen rauschte unheimlich der Nachtwind, so daß Pitte erst erschrocken um sich schaute, als sei ihm ein Lauscher dicht auf der Ferse.

„Pitte, Pitte, das ist dein Gewissen!" — — So sprach Pitte in der Stille der Nacht. Dann als er wieder eine Zeitlang sinnend geschritten war, fuhr er fort: „Es ist mir doch am wohlsten in der Nacht außen. Ich meine, drinnen wollen sie kommen, und mich holen. Hier bin ich frei! — Ha, wie wirst du seufzen in deinem Raume, armer Meister! Du weißt, ich thats auch einmal. Aber ich bin da, und Niemand weiß wie! Nun, Kerker und Riegel sind ja nur von Menschen gemacht. Und ich bin auch ein Mensch. Aber wie lange noch werde ich da sein können, wo ich jetzt bin? Ich hörte Dinge, die mir schaudernd an meine Seele klangen. — Ja, nur noch einmal möchte ich dich sehen, dich, den ich von meiner Schwelle gestoßen. Ich würde etwas dafür geben dich sterben zu sehen! Doch gut, Jakob van de Pitte! Ich will sie täuschen in meinem Ansehen, ich will einherschreiten wie ehemals, und wenn nur er einmal fort ist, dann wird kein Mensch mehr de Pitte mit falschem Auge anschauen. Es gibt noch andere Mittel, das Volk und die Herzen in meine Netze zu ziehen." —

Ein Geräusch, das Pitte hörte, nöthigte ihn, nicht mehr zu sprechen. Er glaubte auch eine Gestalt durch fernes Gebüsch schlüpfen zu sehen. Wer war es, der

Schatten eines Baumes, denn soeben kam der Mond auch hervor.

Pitte war sehr beunruhigt; er schlüpfte wie ein Aal durch's Gebüsch, und war bald weit von seinem vorigen Orte entfernt.

Er sprach nichts als zuweilen die Worte: „Teufel, wenn man mich belauscht hätte!“ —

Diese Worte klangen in seiner eigenen Seele erschütternd wieder, und es war ihm immer als schreite eine dunkle Gestalt vor ihm her. Immer unheimlicher wurde es ihm in dem Gebüsche, das wie mit tausend Armen nach ihm zu greifen schien. Es durchfuhr ihn oft ein tiefer Schauer, wenn scheu ein irrer Nachtvogel aufflatterte, oder das Mondlicht sonderbare Gebilde in der Hecke schuf.

Von da und dort murmelten nun die Wogen der Kanäle ernst und geheimnißvoll zu dem irren Wanderer herauf. Seine Seele befiel zum Erstenmal ein sonderbares Grauen und Beben, und trotz dem, daß er Alles nur ein Spiel seiner erhitzten Fantasie nannte, konnte er doch nicht unterlassen, zu sich selbst leise zu sprechen: „Jakob van de Pitte, wenn es mit dir zu Ende gehen soll, wird es dann bald hierunten geschehen sein.“ Er deutete auf die Tiefe der Woge.

Und er konnte es nicht wehren, daß die Träume der Nacht auch dunkle, ahnende Schauer in seiner Seele aufweckten, und Bilder vor derselben aufstiegen, die wir hier nicht nennen wollen.

Wie ehemals als er über den unglücklichen André Ungewitter herauf beschworen hatte, so sammelten sie sich jetzt

über seinem Haupte ernst und finster; zugleich aber auch stieg es in seiner Seele auf wie ein nagender Wurm, er wollte es deuten, was es sein könnte, sprach aber den Namen nicht aus. Sein Stolz empörte sich immer noch gegen Gedanken, die sich auf seinen Untergang beziehen konnten.

Der Böse glaubte sich immer da am sichersten, wo er es wirklich nicht war, in dem eiteln Stolz seiner Seele.

Fünfzehntes Kapitel.

Die letzten Worte.

Des Bildners Werk war vollendet, aber auch seine irdischen Lebenstage neigten sich zu Ende. Sie sollten nur noch wenige sein. Als André den Werkzeug bei Seite legte, als das ganze herrliche Werk seiner Künstlerhand vollendet war, sprach er mit trauriger Stimme: „Jetzt habe ich es vollendet! Möge es noch in späten Jahren für des Bildners Unschuld zeugen, wie Gott ihm beigestanden war, es zu vollbringen, was er begonnen. Ich habe es vollendet.“

Und wahrlich noch jetzt, wie damals, wird das große Kunstwerk im Justiz-Palaste in Brügge bewundert; auch damals strömte Tag aus und Tag ein eine Menschenmenge nach dem Palaste um das Werk zu sehen. Man lobte es, man bewunderte es und ging von dannen. An den Bildner, schien es, dachte Niemand.

Wir finden den alten Bildner in seinem Gemache, neben ihm seine treue, in Liebe und Leid bei dem Vater ausharrende Tochter Maria. Auf des Meisters Gesicht lag eine gewisse Ruhe, und in seinem Auge lag eine Sehnsucht, vermischt mit der Wehmuth des stillen

Dulders, daß man diesen Mann nicht ohne tiefste Rührung betrachten konnte. Marien's Gesicht war bleich und blaß, ein tiefer Schmerz zog durch ihre Seele und spiegelte sich rein und klar in den schwarzen thränenschweren Augen.

Sie hatte des Vaters ungefesselte Hände an ihre Brust gedrückt, und sie mit Küssen und Thränen bedeckt, während ihr Auge fast immer an dem Munde des Vaters hing, und ihr Ohr seinen Worten lauschte.

So saßen sie lange, lange, und des Vaters verklärtes Auge flog oft in heißer, herzlicher Liebe über das stumme Mädchen hin, indem seine freien Arme dieselbe heiß umschlossen.

„Ja, meine Tochter, mein geliebtes Kind," sprach der Vater mit weicher, sanfter Stimme, „es wäre mir lieber und ich würde es gerne sehen, wenn du nicht so viel um mich weinen, wenn du nicht so viel klagen würdest. Ich habe jetzt gesehen, und genugsam erfahren, daß es nicht in Gottes allweisem Rathschlusse liegt, hierunten das Verbrechen zu enthüllen, den Mörder zu belohnen, und den Unschuldigen zu beglücken. Es soll nicht sein. Der liebe Gott hat mich durch seine Leidensschule geführt, ich habe alle die Schmerzen des Leibes und der Seele geduldig ertragen, und nun stehe ich am Ende meines Lebens. Jetzt hole ich erst meinen Sieg dort d'rüben im himmlischen Lande. Ja ich hole meine Krone des Sieges dort, Maria wo deine Mutter, wo Elisabeth ist."

„O Vater, Vater," sprach Maria, „o könnte ich mit euch! Ach! ich mag nicht mehr leben auf der Erde."

„Nein, nein, Kind, Maria," sprach der Vater, „lebe, lebe noch lange glücklich, auch wenn ich schon todt bin. Vielleicht läßt es der liebe Gott noch nach meinem Tode offenbaren, daß André unschuldig, und daß es nur am Rathschlusse der allweisen Vorsehung lag, mich den Kelch des Leidens bis auf die Hefe leeren zu lassen, wie es einst auch unser großer Meister und Herr that."

„O Kind, Maria," fuhr er fort und blickte durch's Fenster an den wolkenlosen, lichtblauen Frühlingshimmel hinauf, „o Kind, gerade das ist mir ein sicherer Geleitsbrief in's himmlische Reich, daß ich hier schon duldete und litt, ohne Schuld und Sünde. Ja, mein Herz ist so rein wie dort oben der stille Himmel; ich habe es längst durch das heilige Sakrament des Altars dem guten Gott in die Hand gelegt. In Wahrheit, ich bin ja nun bereit, die große Wanderung anzutreten, deswegen weine nicht mehr um mich!"

Er drückte heiße Küsse auf Marien's Antlitz und umarmte sie lange und liebend. Dann sprach er, indem seine Stimme wehmüthiger wurde: „Freilich, geliebtes Kind, bist du dann ganz allein und verlassen. Ach, der gute, ehrwürdige Probst von St. Donat, ist auch alt, auch ihn schnitten meine Leiden in die Seele. Er wird mir bald folgen. Aber deßwegen mußt du doch nicht trauern, du hast ein gutes, sanftes, frommes Herz, und deinen Vater im Himmel. Die Menschen werden dich in Liebe hegen und pflegen, wenn du gleich die Tochter eines Mörders sein sollst. Gehe du nun oft in die Kirche Gottes, auf das Grab deiner Mutter und auf Elisabethens, und schütte da und

dort dein Herz aus, dann wirst du wieder Ruhe und Frieden haben, dann wird dich mein Geist umschweben sanft und lieblich.“

„O Vater!“ sprach Maria, und trank den Strahl des väterlichen Segens aus seinen Augen.

„Ja ich werde für dein Glück bei Gott im Himmel bitten,“ fuhr der Vater fort, „und Gott wird mich erhören. Ach, wären doch die Stunden schon vorüber, auf denen ich noch hierunten wandle. Wären sie schon vorüber! Ich sehne mich fort von hier, wie ein Wanderer, der eine Reise nach einem schönen Lande antreten will.“

„Ich möchte dich noch lange haben, bester Vater,“ rief Maria aus, „du solltest gar nicht sterben, weil du es nicht verdienst.“

„Du würdest immer trauriger werden, Kind,“ entgegnete der Vater, „so aber, wenn ich nicht mehr bin, wirst du wieder dich stärker im Herzen fühlen, wenn du denkst, dort oben, wo deine Mutter ist, hat nun auch dein Vater die Siegespalme errungen. O, wie müßte ich mein einziges Kind bedauern, wenn es vor Schmerz um den geschiedenen Vater sobald schon in das Grab sinken würde.“

„Vater, lieber Vater,“ sprach Maria, und ihr Auge glänzte in einer höhern Freude, „Vater, laß einmal, was wäre denn auch schöner, als mit dir zu sterben! O, Gott würde gewiß mich auch in sein Reich aufnehmen.“

„Ich habe dir's schon gesagt, bestes, liebstes Kind,“ entgegnete der Vater, „ich wünsche es nicht, lebe und

lebe glücklich; aber lebe auch meinem Andenken, ich bitte dich, Kind."

„Mein letzter Athemzug soll der Gedanke an Gott und an euch sein," sprach Maria, mit froher Stimme und fiel dem Vater um den Hals.

„So meine ich auch, geliebtes Kind," sprach der Vater, „so meine ich auch. Gottes Segen möge aber dann auch immer auf dir ruhen, dein Lebenlang."

Der Meister ging jetzt ein wenig im Gemache umher. Die Sehnsucht wegen seiner Seele, die ihn von Tag zu Tag mehr beschlich, schien sich in etwas gelegt zu haben, weil er sich nun so nahe seinem Ziele dachte. Er blickte durch das Fenster, und sah in die schöne, grüne Natur hinaus, an den blauen Himmel und an das wallende Gewässer. Es war ihm gar nicht mehr, wie einem der durch Henkers Hand sterben sollte; ihm war es ganz anders. Ahnungen von seligen Himmelswonnen stiegen in seiner Seele auf, und zogen seinen Geist himmelwärts.

Deswegen auch wendete er sich bald wieder an Maria, zog sie an seine Brust und sprach: „O könntest du fühlen, Maria, wie so wohl es deinem Vater jetzt ist! Siehe, meine Wangen sind freilich gebleicht und eingefallen, mein Gang ist matt und mein Arm kraftlos. Aber glaube ja nicht, mein Kind, daß es Gram und Erdenschmerzen seien, die noch meinen Leib und meine Seele martern."

„O nein, o nein! Heiter ist meine Seele, und sie wird es immer mehr, je näher ich meinem Ziele rücke."

„Ich lese es ja in deinem Auge, mein geliebter Vater!“ sprach Maria, „daß du heiter, und deine Seele rein ist.“

„Es ist mir noch nie so gewesen, wie jetzt,“ entgegnete der Vater, „es ist mir noch nie so gewesen. Das macht aber auch, Maria, daß du um mich bist, daß ich jetzt mit frohem Blicke auf dich und auf den heitern Frühling schauen darf, der mir ein Bild meiner baldigen Auferstehung ist.“

André trat wieder an's Fenster und konnte sich nimmer wegwenden von dem reinen, lichten Blau des Himmels. Staunend sah Maria in des Vaters leuchtenden Augenstrahl, und hatte vorher ihr Herz heiß geweint um den bald zu Verlierenden; wurde es ihr jetzt auch leichter um dasselbe, mehr noch, wenn sie sich von dem Gedanken losriß, als werde der theure Vater bald in der Gruft ruhen. Wenn der Vater sie so sanft anlächelte, so lächelte auch Maria durch ihr verweintes Antlitz, und fiel stürmisch ihrem Vater an das Herz.

„So, meine Tochter,“ sprach dann der Vater, „so, freue dich mit mir. Es währet ja nicht lange, und du bist dann ja auch wieder bei deinem Vater; aber in einem bessern Lande. Gräme dich nicht an seinem Tode, der vielleicht bälder erfolgt, als du meinst, gutes Kind.“

„Wie meint ihr das, Vater?“ fragte Maria, welcher die letzten Worte des Vaters eigen ans Herz sprachen.

„Maria,“ sprach der Vater, „meine Seele wird nicht mehr länger ihre Hülle bewohnen, ich fühle es,

Kind. Wenn das Tagewerk vollbracht, geht man zur Ruhe, sei es in Freud oder Schmerz!"

André's Lebenstage waren nur noch wenige; aber diese Deutung hatte er seinen Worten nicht gegeben. Es lag ein ganz anderer Sinn in denselben, den Maria nicht einmal ahnete, weil ihr Vater obige Worte mit seligen Blicken ausgesprochen hatte.

Es sollten dieß noch nicht die letzten Stunden sein, in denen der Meister André seine Tochter Maria bei sich haben durfte, nein, sie sollten sich noch öfters wiederholen. So meinte Maria, aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. —

So saßen die Beiden beisammen, allein in dem Gemache. So ergoßen sich ihre Herzen gegenseitig von Liebe und Schmerz. Vor der Thüre schritt der Wächter auf und ab; aber auch dieser Mann konnte sich oft einer Zähre nicht enthalten, wenn er Vater und Tochter in stiller Liebe sah, wenn er hörte, wie sanft und wonnig der Vater zu seinem Kinde sprach. Und die Worte nahmen kein Ende; aber die Stunden rannen vorüber. An das dachte Maria gar nicht. Ach, sie konnte nicht genug hören, was der Vater zu ihr sprach, was er derselben anempfohlen, wie er sie ermahnte, in Gott zu leben, in Gott zu sterben, sie konnte sein Antlitz nicht genug sehen, nicht oft genug an seine Brust sinken.

Aber plötzlich wurde ihr stilles Beisammensein durch Tritte auf dem Gange unterbrochen. Als der Vater aufschaute, stürzte der ehrwürdige Probst von St. Donat herein, gerade an des Meisters Brust und sprach: „Ar-

mer, unschuldiger, verkannter Mann! O, welche wunderbare Fügung Gottes! Bald sollt ihr verehrter, glücklicher Freund, befreit sein, befreit sein, in Ehre und Ruhm."

Er drückte ihn heiß an sein Herz, und sprach dann zu Maria: „Kind, du sollst deinen Vater nicht durch den Tod verlieren. Er soll leben, noch lange, er soll glücklich leben."

Keines, weder der Vater, noch Maria konnten diese Worte, die frohen, überfreudigen Geberden des Probstes fassen. Aber Maria, auf welche diese Worte einen feurigen, überflammenden Eindruck gemacht hatten, rief aus: „Ist es wahr, o Gott ist es wahr? O, mein Vater!"

„Ja es ist wahr," sprach der Probst, „Kind, es ist wahr! O unbegreifliche, heilige Vorsehung. Kommt, laßt euch erzählen, und dann zu Gerichte!"

Sechzehntes Kapitel.

Der Verschwundene.

Der Leser wird begierig sein zu erfahren, woher des Probstes sonderbares Benehmen seiner dunkeln Worte kamen. Wie wir schon hörten, war des Probstes unermüdetes Bestreben, mehr Licht über die Ermordung der Elisabeth zu erhalten. Deßwegen ruhte er Tag und Nacht nicht. Ahnungen sagten ihm heimlich, daß Jakob van de Pitte die Hand im Spiele hatte, das wußte er von dem Haße, mit dem er den Meister André verfolgte.

Diese Ahnungen wurden auch noch mehr bestätigt, als dumpfe Gerüchte in der Stadt über Pitte umherliefen, und dieser selbst sich oft zeigte, als sei sein Herz nicht rein von dieser That. Doch, hier konnte der Probst nichts thun, als geduldig abwarten, was geschehen werde. So kam der Tag heran, die Zeit, in welcher sich der alte Herr so gern erging unter den grünen Bäumen.

An dem nemlichen Abende, an welchem Jakob van de Pitte wie ein dunkler Schatten durch die Wege der Gebüsche strich, war auch der Probst von St. Donat

hinausgegangen, sich zu ergehen in der stillen Abendluft.

Des guten, edlen Mannes Seele blutete bei dem Gedanken, daß nun der Meister André bald so schmählichen Todes sterben sollte. Er war um so mehr angegriffen, als er gerade vorher bei seinem Freunde gewesen war, und sie sich so innig über das jenseitige Leben unterhalten hatten, welches ja fast einer der einzigen Gedanken des lebenssatten Meisters war. Der Probst selbst, je näher der Tag des Sterbens heranrückte, desto muthloser wurde er, und auch er ahnete nun, daß das Verbrechen erst über den Sternen entdeckt werden sollte, so wie André auch erst dort den Sieg seiner Leiden davon tragen sollte. So war er auch heute von seinem Freunde gegangen, hinaus unter die Bäume. Der Schmerz seiner Seele nahm so überhand, so sehr war er über die traurigen, kommenden Dinge ergriffen, daß er gar nicht achtete, was um ihn her vorging, und wohin er sich in der Düsternheit der Nacht verirrte.

Er sah sich an einem Orte, an dem ihn kein Mensch sehen konnte. Es war gerade in der Nähe des Stromes, dessen Wellen vor seinen Blicken auf- und niederwallten.

Da rauschten plötzlich Tritte aus dem Gebüsche, und eine Mannsgestalt huschte vorüber. Erst als dieselbe dumpf zu murmeln anfing, lauschte der Probst und sah zu seinem Erstaunen, daß es Pitte war, der, getrieben von Stolz und dem aufdonnernden Gewissen, diese nächtliche Wanderung suchte. Was er sprach, ist uns bekannt, aber was er der stillen, dunkeln Nacht zu vertrauen glaubte,

es hörte dies ein lauschend Menschenohr, es hörte es der ehrwürdige Probst. Alles hatte er vernommen. Und als Pitte vorüber gerauscht war, als er noch ferne seine Stimme tönen hörte, da hob der Probst seine Hand in die Höhe, und sprach: „O Gott, allmächtiger Gott! So ist es. So sind meine Ahnungen nicht grundlos gewesen. Sie fiel und starb.“ Diese Worte wie der Leser weiß, hatte Pitte in jener nächtlichen Stunde gesprochen, und der Probst sprach sie nach. Wie furchtbar wahr kamen ihm jetzt die Worte vor, welche schon früher Pitte zu ihm gesprochen hatte, daß er André tödtlich hasse!

Und dieses Ereigniß, dieses Walten der Vorsehung, wollte der entzückte und erschütterte Probst sogleich seinem Freunde mittheilen. Er that es. Auch André war erschüttert bei solchen Dingen, aber er sprach blos die Worte: „Wunderbar sind des Herrn Wege! Ich verzeihe dem Mörder. Es galt ja mir! O du unglückliche Elisabeth!“ Dann senkte er sein Haupt nieder zur Erde und betete stille.

Der Probst ergriff jetzt das schnellste Mittel, welches er ergreifen konnte, nemlich diesen Vorfall, der die verkannte Unschuld eines gemarterten Mannes darthun sollte, an das Tageslicht zu fördern, dem Gerichte anzuzeigen. Als er alles in Eile erzählt hatte, fiel er dem Meister in die Arme und sprach mit hoch erfreuter Stimme: „Duldet noch glücklicher Freund, duldet! Bald sind eures Kerkers Thüren geöffnet, und ihr sollt froh und glücklich die Tage eures unglücklichen Lebens beschließen.“

Mit diesen Worten ging er von dannen. André schloß den edlen Freund in seine Arme, und sprach mit einer Thräne im Auge: „Ich danke euch, ich danke euch. Meine Freiheit wird schon auf mich harren, mein Glücksstern wird bald aufgehen, lebet wohl!“ der Probst sah ihn erstaunt an und sah in ein Auge, das von einem verklärten Glanze schimmerte, wie es auch schon Maria bemerkt hatte. „Lebet wohl,“ sprach er dann, „um euch bald in Glück und Friede wieder zu sehen!“

Er eilte von dannen. —

Es stand nicht lange an, als Häscher aus dem Gerichtshause traten, und sich nach Pittes Wohnung begaben. Dieses fiel Jedermann auf, aber auch bald war die Kunde verbreitet, Pitte sei der Mörder der längstmodernden Elisabeth und werde jetzt eingezogen. Dieses machte ungemeines Aufsehen, und hie und da hörte man sagen: „Darum ging er immer so finster einher!“

Ein Anderer sprach: „Ja, ja, der fremde Handwerksbursche hat doch recht gehabt.“

„Wißt ihr nicht,“ rief eine andere Stimme, „daß der Bildermacher Pitte des Nachts nie schlafen konnte, weil — —“ er machte das Zeichen des Kreuzes.

„Er hat den ehrlichen André zum Tode verurtheilen helfen,“ sprach eine Stimme, „dadurch, daß er falsches Zeugniß gab.“ So redeten die Menschen untereinander, sie bedauerten den armen, jetzt bald glücklichen André, sie sprachen davon, wie vieles er habe dulden müssen, wie lange er in Ketten und Banden sitze, und noch mehreres.

Thörichte Menschen! wüßtet ihr, wie der Meister sich nach einer ganz andern als der irdischen Freiheit

sehnet! Wüßtet ihr, wie sich seine Brust im Vorgefühle naher Erlösung höbe. Ihr wisset es nicht!"

Indeß waren die Häscher bis in Pitte's Wohnuug gekommen. Sie gingen die Treppen hinauf, es kam ihnen kein Mensch entgegen, sie traten in die Zimmer, kein Mensch war da. Es dünkte sie sehr sonderbar. Tische und Stühle, Kästen, kurz Alles, lagen untereinander, und es war gerade, als hätte man eine große Reise angetreten. Und so war es auch. Man wußte nicht, ob sein böser Geist ihm düstere Ahnungen von Kerker und Gefangenschaft eingeflößt hatte, oder ob er den dumpfen Gerüchten des Volkes nimmer traute; kurz Pitte war verschwunden, und zwar gleich nach jener nächtlichen Scene. Wohin er gegangen, wußte kein Mensch.

So war also der Tückische der irdischen Gerechtigkeit entronnen. Der ewigen aber konnte er nicht entrinnen. — Das Volk, das ja bei solchen Dingen immer die Hand im Spiele hat, hätte in Wuth das ganze Haus zertrümmern mögen; aber die Häscher thaten ihm Einhalt. Man durchsuchte alle Winkel des ganzen Hauses, von oben bis unten, man fand Pitte nicht, natürlich, weil er schon lange auf hoher See fuhr. Da kam man auch in sein Arbeitszimmer. Auf einem der Tische lag ein zusammengerolltes, versiegeltes Blatt Pergament. Man erbrach und las von der Hand Pitte's geschrieben:

„Suchet mich nimmer in Brügge auf, ihr werdet mich nicht finden; auch werde ich meinen Fuß nie mehr in jene Stadt setzen. Was mich forttreibt, es sei euch nicht gesagt. Aber was ich that, und nicht thun

wollte, das wisset, ich mordete Elisabeth, die Base des Meisters André. Doch, wollte ich es nicht thun. Mein Dolch, der für einen Andern geschliffen war, benetzte sich nicht mit ihrem Blute."

„Mehr braucht ihr nicht zu wissen. Wenn ihr dieses leset, wird das Haupt meines Feindes schon gefallen sein; und d a s ist meine Freude. Jakob van de Pitte."

So lautete der Brief.

Er wurde genommen, und der Obrigkeit überliefert. Das Gerücht von diesem Ereigniß war auch schon durch die ganze Stadt gedrungen, und Jedermann freute sich für den nun bald befreiten André. Indeß wurde vor Gericht Alles genau aufgeschrieben und untersucht, und die Richter, welche schon vorher mit den Gedanken umgingen André das Leben ganz zu schenken, zauderten nun keinen Augenblick, dasselbe zu vollführen. Jedoch da es schon Abend, so war der morgige Tag zur Freilassung André's bestimmt. Es sollte mit großem Gepränge geschehen.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Erlösung.

Die Frühsonne des andern Tages überstrahlte die Kanäle und die spitzen Giebeldächer Brügge's mit freundlichem Glanze. Die Wimpel der Schiffe flatterten im Morgenglanze und die Matrosen sangen. Es strömte eine helle Freude aus jeglicher Brust und gab sich kund im frohen Blicke des Auges. Zwei Seelen aber strömten über von hohem Danke, von hoher Freude; es waren der ehrwürdige Probst von St. Donat und Maria, des Bildners Tochter.

Warum sollten sie sich nicht innig freuen? Jener erhielt seinen Freund und diese ihren Vater zurück! —

Es war wirklich von dem Gerichte beschlossen worden, André das Leben zu schenken, schon damals, als er sein herrliches Kunstwerk im Justiz-Palaste vollendet hatte. Und als nun gar die Entdeckung sich hervorthat, daß Jakob van de Pitte der angebliche Mörder sei, da konnte André's Freilassung kein Hinderniß mehr in den Weg gestellt werden. Die vorschnellen Richter errötheten, andere erschracken, wenn sie daran dachten, daß sie bald ein unschuldiges, reines

Leben geopfert hätten! — Sofort sollte der beglückte André diesen Morgen öffentlich und feierlich seine Freilassung erhalten.

Es hätte freilich noch vorher eine frische Untersuchung stattfinden sollen, allein man konnte dieses nicht thun, weil der eigentliche Thäter entronnen war und weil man ja schon beschlossen hatte, aus Dankbarkeit für das unsterbliche Kunstwerk ihm das Leben zu schenken, unter welchen Bedingungen ist uns nicht bekannt.

Als die Leute hörten, daß André heute seine Freiheit erhalten sollte, versammelten sie sich in Menge vor dem Gebäude, in welchem derselbe in Haft saß.

Maria hatte ihre ehemalige Wohnung mit Hilfe Anderer wieder schön herrichten lassen, und ihres Vaters Schnitzwerke, von Staub und Unrath gereiniget, mit Blumen umhangen. Es lag auf des Mädchens blassem Gesichte eine unaussprechliche Freude und ihr stilles Lächeln glich dem eines seligen Engels.

„Ich habe meinen Vater nun bald wieder,“ sprach sie mit himmelgewandtem Gesichte, „o lieber Gott meinen Vater! Ich weiß nicht welche Worte ich brauchen soll, um dir zu danken.“

Der Probst von St. Donat begab sich jetzt mit seiner sehnenden Pflegetochter in das Haus, in welchem nun bald kein Gefangener mehr schmachten sollte. Die Richter harrten schon seiner, auch vor der Thüre das Volk, welches mit größter Theilnahme auf das schöne liebende Kind und den ehrwürdigen Geistlichen blickten.

Lobpreisende Stimmen hörte man da und dort erschallen und freundliche Worte.

„Bald nun Maria," sprach leise der Probst indem er auf die Thüre des Gemaches deutete, welches keineswegs ein Gefängniß genannt werden konnte, und in welchem sich André befand. Dem Mädchen klopfte das Herz, daß man es in der erwartungsvollen Stille laut schlagen hörte. Die Thüre wurde geöffnet. Man trat leise ein. André lag auf seinem Ruhebette, himmelwärts gerichteten Blickes, die Hände gefalten auf der Brust liegen.

„Er schläft Maria," sprach der Probst, „wecke ihn zu Glück und Ruhe!"

Maria, die vor Freude zitterte, bog sich auf das himmlisch lächelnde Antlitz ihres Vaters, und drückte einen Kuß auf die etwas bleichen Lippen des Vaters. Sie ergriff auch seine Hände und wollte sie an's Herz pressen. Plötzlich schaute sie hin, kreischte auf: „Jesus, Maria, mein Vater ist todt!" und sank ohnmächtig zusammen. — —

Und André war wirklich todt. Starrer Schreck fesselte jede Zunge. Durch den ehrwürdigen Probst hin flog es wie ein Todesschauer. Sein Auge starrte fort und fort auf den zu seligem Schlaf heimgegangenen André, dem der errungene Siegespalmenkranz aus den milden Zügen leuchtete.

Endlich löste sich das Schweigen. Man sprach dieses und jenes, und als es das Volk außen hörte, drang es auch herein, sah den todten Bildner, sein hingesunkenes Kind, und es rollten Thränen auf Thränen. Maria wachte lange nicht auf von ihrer Ohnmacht, es mußte die größte Ruhe angewendet werden, um das bedauernswürdige Mädchen in's Leben zurückzurufen. Endlich

gelang es, und was jetzt vorging, wie Maria jammerte, wie sie den seligen Todten umschloß, ihn in's Leben zurückrufen wollte, es kann's keine Feder beschreiben. Kein Auge blieb trocken, kein Herz, so nicht in heißer Wehmuth bei diesem Anblicke geschlagen hätte. Man mußte das Mädchen entfernen, sie geberdete sich am Ende wie eine von Wahnsinn Ergriffene, raufte sich die Haare und winselte und heulte.

Der Probst, obgleich sein Herz gebrochen, ermannte sich dennoch, trocknete sich die verweinten Augen, faßte sich männlich und sprach, indem er sich zwischen die erstarrten Richter und den Todten stellte, des letzteren Hände ergreifend: „So hast du endlich ausgerungen, armer, jetzt glücklicher Dulder, ehe es dir vergönnt war, deine Unschuld hier unten noch zu genießen. Du gehörtest längst dem Himmel, ja, du ahnetest, daß du bald dorthin wandern werdest, wo Elisabeth, wo alle Guten sich freuen. Armer, glücklicher Freund! Nun kann ich deine Worte, nun kann ich deine Blicke deuten. Du wolltest es nicht klar aussprechen, von was deine ergriffene Seele schon einen Vorgeschmack hatte, von dem Himmel! Du wirst deinen Lohn nun jenseits empfangen. Deine Wunden sind geheilt, deine Sehnsucht gestillet. Wie aber — todter, glücklicher Freund —“ fuhr er tiefbewegt fort — „wie aber blutet mein Herz, denke ich des Schicksals. Ich werde dir bald nachfolgen, ich fühle es! —“

Er hielt eine Weile inne dann fuhr er fort: „Richter, er hat Allen vergeben. Auf ihm lastet keine Sünde und kein Mackel mehr. Wir Menschen können uns Alle irren! Ihr seid nur die Werkzeuge der Gesetze, ihr

seid unschuldig. Gott und seine heilige Vorsehung hat ihn erkoren, ganz die Schule der Leiden durchwandern zu lassen. Es ist geschehen, es ist vollbracht, laßt uns ihn ehrlich begraben, wie es sich geziemt! Lebe wohl, theuerer Entschlafener!" — fuhr er fort und beugte sich über den Todten, — „lebe wohl, lebe wohl! Ich werde dich im schönen Lande wieder sehen, hoffe ich mit Gott. Lebe wohl!" — tieferschüttert, gesenkten Hauptes schritt er von dannen, und die Menschen schauten mit nassen Augen auf den Schmerzergriffenen. Er wollte jetzt seine wahrhaftige Pflegetochter trösten, so gut er es konnte.

Was der Probst hier gesprochen es war deutlich und wahr. Wahrscheinlich hat auch das Ereigniß des letzten Tages auf den ohnehin dahinwelkenden André einen tiefen Eindruck gemacht, und seine geläuterte Seele sollte nun nicht länger des Sieges hier, nein, dort sollte er ihn genießen.

Bald ruhte er neben Elisabeth, ein Grabstein deckte später seine Hülle. Die Blume, so hätte sein Haupt zum Empfange schmücken sollen, sie welkte in wenigen Tagen auf seinem Grabhügel, auf dem oft eine schwarze Gestalt seufzend kniete und zum Sternenhimmel aufweinte. Es war Maria, die sich nach ihrem Vater sehnte.

Achtzehntes Kapitel.

Schluß.

Zehn, fünfzehn Jahre verstrichen. Maria des unglücklichen Bildners Tochter überlebte nicht lange ihres Vaters Ende. Ihr junges Herz, ihr tief in Liebe und Schmerz erglühtes Herz vermochte solche Schläge nicht zu ertragen, es brach und man fand das leidende Mädchen eines Tages todt auf dem Grabhügel ihres Vaters, ein stilles Lächeln in den bleichen, engelgleichen Gesichtszügen.

Auch der lebenssatte Probst von St. Donat folgte nun seinem seligen Freunde nach. Was er an seiner Leiche mit herzergreifender Stimme gesprochen hatte, daß er ihm bald folgen werde, geschah ja ganz genau.

Drei Leichen ruhten unter den kühlen Steinen, welche edle Liebe und Achtung auf der Verblichenen Gräber gepflanzt hatten.

Zehn, fünfzehn Jahre verschwanden. Die Begebenheiten waren längst vergessen; nur eines, des Bildners Kunstwerk im Justiz-Palaste frischte beim Anblicke die traurigen Ereignisse auf. —

Da hieß es eines Tages, (es war eben Herbst und der Jahrtag aller Seelen, wo man auf die Gräber

wanderte, die mit Blumen und Gräsern geziert waren, um für die Abgeschiedenen zu beten,) ein Mann, in sonderbarer Tracht, hoch an Jahren und traurigen Aussehens schleiche jeden Abend über die stillen Hügel, und man höre aus seiner Brust düstere Worte und wohl auch wehmüthige Seufzer ausstossen.

Man sagte sich ganz stille, es sei Jakob van de Pitte, den Reue und Verzweiflung nicht gelitten in fremden Landen, und welchen sie in seinen hohen Greisenjahren noch heimgetrieben zum väterlichen Heerde, um an dem Grabe des Meisters zu büßen.

Lange Zeit ging dieses im Munde des Volkes umher. Viele erdreisteten sich sogar, um des verschollenen Büßers Haus zu schleichen und nachzuschauen, ob Niemand ein- und ausgehe. Das Haus war schon lange unbewohnt und nie hörten die Lauscher menschliche Tritte über der Schwelle.

Der Herbst verbleichte indeß. Auf den Kanälen setzte sich Eis an und Schneestürme brausten durch die Luft. Die Gräber standen leer, bedeckt mit dem weißen Todtentuche und nur selten betrat ein Fuß die schlummernde Stätte. Doch wollte man die Gestalt immer noch hie und da umherschleichen sehen.

Als diese Nachricht auch dem Gerichte zu Ohren kam, wollte sie auf den geheimnißvollen Waller fahnden lassen; aber es war umsonst. Er war und blieb lange verschwunden. Plötzlich schon tief im Winter, bei strenger Kälte und schneidendem Sturme wurde der Leichnam eines alten Mannes aufgefunden, und da die Verwesung noch keine Spuren eingegraben hatte, so erkannte man gar bald, daß dieses wirklich

der verschollene Pitte seie. Wirklich hatte ihn heimgetrieben die Last der Reue und der Jahre, zu büßen an dem Grabe der Todten; aber dem Gerichte übergeben mochte er sich nicht. Vielleicht hätte er es gethan, wenn sich die ewige Gerechtigkeit nicht die Strafe vorbehalten hätte.

Er mußte draussen viel gelitten haben, was sich auch noch in schriftlichen, hinterlassenen Nachrichten kund gab.

So endete Jakob van de Pitte, dessen Rache, dessen Stolz ohne Gränzen war. Sein Name ist jetzt verschwunden, und nur unsere schwache Feder suchte die Begebenheiten wieder in's Licht zu führen. — Wir wollen mit diesem schließen, und die verdiente Strafe des Pitte dankbar in Gottes alliebende Vaterhand und in seine Barmherzigkeit legen.

der verschollene Pitte seie. Wirklich hatte ihn heimgetrieben die Last der Reue und der Jahre, zu büßen an dem Grabe der Todten; aber dem Gerichte übergeben mochte er sich nicht. Vielleicht hätte er es gethan, wenn sich die ewige Gerechtigkeit nicht die Strafe vorbehalten hätte.

Er mußte draussen viel gelitten haben, was sich auch noch in schriftlichen, hinterlassenen Nachrichten kund gab.

So endete Jakob van de Pitte, dessen Rache, dessen Stolz ohne Gränzen war. Sein Name ist jetzt verschwunden, und nur unsere schwache Feder suchte die Begebenheiten wieder in's Licht zu führen. — Wir wollen mit diesem schließen, und die verdiente Strafe des Pitte dankbar in Gottes allliebende Vaterhand und in seine Barmherzigkeit legen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Der Bildner von Brügge

Augsburg 1847

Paed.pr. 2383#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760588-2